

AURORA

Ein romantischer Almanach

5

Jahresgabe der Deutschen Eichendorff-Stiftung
Begründet von Karl Freiherrn von Eichendorff †

In Zusammenarbeit mit

Univ. Prof. Geheimrat Dr. Adolf Dyroff

Univ. Prof. Dr. Hans Heckel

und Prof. Franz Ranegger

herausgegeben von Karl Sczodrok

Verlag „*Der Oberschlesier*“

Oppeln

1 9 3 5

Genehmigter Neudruck
jal-reprint · würzburg

[Abb. vor Titelei: *Ritter, Tod und Teufel*. Kupferstich von Albrecht Dürer 1513. Zu dem Aufsatz von Otto Demuth über den Eichendorffverkünder Fouqué]

Aurora – Ein romantischer Almanach. Bd. 5. Jahrgabe der Deutschen Eichendorff-Stiftung. Begründet von Karl Freiherrn von Eichendorff †. In Zusammenarbeit mit Univ. Prof. Geheimrat Dr. Adolf Dyroff, Univ. Prof. Dr. Hans Heckel und Prof. Franz Ranegger herausgegeben von Karl Sczodrok. Oppeln 1935.

Karl Sczodrok, <i>Unser neues Jahrbuch</i>	1
Rainer Schlösser, <i>Das einfältige Herz, Eichendorff als Geschichtsschreiber unseres Innern</i>	3
Margarete Baronin Sedlnitzky- Eichendorff, <i>Märchenglück</i>	8
Karl Freiherr von Eichendorff †, <i>Ungedruckte Handschriften Eichendorffs</i>	9
Herbert Fritsche, <i>Magische Motive in Eichendorffs Gedichten</i>	18
Dr. Maria-Johanna von Minckwitz, <i>Kreuz- und Quersprünge von Eichendorffs Pegasus in den „Glücksrittern“</i>	24
Otto Demuth, <i>Eine kritische Betrachtung über den Eichendorffverkünder Fouqué unter besonderer Berücksichtigung des Sintramromans</i>	28
Dr. Ewald Reinhard, <i>Eichendorff und Holtei</i>	37
Karl Freiherr von Eichendorff †, <i>Urteile über Eichendorff aus alter und neuer Zeit</i>	41
Peter von Gebhardt, <i>Über Joseph Freiherr von Eichendorffs Ahnen</i>	49
Alfred Hein, <i>Florens und Kätchen, Eine Alt-Heidelberg-Geschichte aus Eichendorffs Leben</i>	55
Franz Schumacher, <i>Wilhelm Freiherr von Eichendorff</i>	58
Karl Freiherr von Eichendorff †, <i>Aus oberschlesischen Stammbüchern</i>	75
Georg Hyckel, <i>Summi</i>	85
Rudolf Fitzek, <i>Was ist uns Eichendorff? Erstes Kapitel aus der oberschlesischen Erzählung „Vater und Sohn“</i>	89
John Rothensteiner, <i>Eichendorff</i>	92
Ewald Reinhard, <i>Romantisches Saarland</i>	93
Adolf Dyroff, <i>Karl von Eichendorffs letzte Fahrt</i>	99
Franz Ranegger, <i>Erinnerungen an Karl Freiherr von Eichendorff</i>	103
Willibald Köhler, <i>Eichendorff im Dienste der Grenzlandkunde</i>	111
Mitteilungen um Eichendorff:	
Wie Eichendorff ein Zimmer vermietete.....	114
Dr. Ewald Reinhardt, <i>Eichendorff in einer ungedruckten Aufzeichnung von J. H. von Wessenberg</i>	115
Adolf Dyroff, <i>Eichendorff lebt weiter</i>	116
Artur Schiller, <i>Holtei auf dem Schlesierfest in Berlin</i>	117
Ludwig Jüngst, <i>Von deutscher Seele / Kantate von Hans Pfitzner</i>	118
Edgar Boidol, <i>Eine Eichendorff-Ehrung im Deutschen Privat-Gymnasium in Königshütte in Ostoberschlesien</i>	120
Friedrich Stumpe, <i>Der „Taugenichts“ in Amerika</i>	121

Eine Umarbeitung von Eichendorffs „ <i>Der letzte Held von Marienburg</i> “.....	121
Freifrau Antonie von Eichendorff, <i>Hindenburg und Karl von Eichendorff</i>	122
Ernst Hohenstatter, <i>Ritter und Sänger</i>	124
Karl Sczodrok, <i>Zu unseren Bildern</i>	126

Abbildungen und Faksimiles

<i>Ritter, Tod und Teufel</i> , Kupferstich von Albrecht Dürer 1513. Zu dem Aufsatz..... von Otto Demuth über den Eichendorffverkünder Fouqué	vor Titlei
Grab Jacobs von Eichendorff auf Deutsch-Krawarn 1661, des ersten oberschle- sischen Eichendorff.	nach S. 8
Hartwig Erdmann von Eichendorff, gestorben 1682, der Stammvater der ober- schlesischen Linie	
Ferdinand Burchard Freiherr von Eichendorff (1657–1699), der Ur-Urgroßvater..... des Dichters	nach S. 24
Anna Hedwig Freifrau von Eichendorff, geb. Matuschka von Toppolczau (1653– 1716), die Ur-Urgroßmutter des Dichters	
Johann Rudolf, Freiherr von Eichendorff (1687–1750), der Urgroßvater des..... Dichters	nach S. 32
Anna Margarethe Freifrau von Eichendorff, geb. Smerowska von Lidkowie (1692–1744), die Urgroßmutter des Dichters	
Carl Wenzel von Kloch, 1783, im 56. Lebensjahre, der Großvater des Dichters,..... mütterlicherseits	nach S. 40
Eleonore von Kloch 1783, geb. von Hayn im 46. Lebensjahre, die Großmutter des Dichters, mütterlicherseits	
Adolf Theodor Rudolf Freiherr von Eichendorff (1756–1818), der Vater..... des Dichters. Ölgemälde von Weinbold 1783	nach S. 56
Karoline Freifrau von Eichendorff, geb. Frein von Kloch (1766–1822), die Mutter des Dichters. Ölgemälde von Weinbold 1793	
Wilhelm Freiherr von Eichendorff, der Bruder des Dichters. Kreidezeichnung..... um 1820 von dem Tiroler Maler Weyer, Ferdinandeum in Innsbruck	nach S. 72
Zeichnung des jungen Wilhelm von Eichendorff. Aus dem Stammbuche der Madame Hahmann	
Karl Freiherr von Eichendorff, gestorb. 22.3.1934 in Altenbeuern.....	nach S. 88
Hartwig Freiherr von Eichendorff, Generalleutn. A.D. in Zoppot Zwei Enkel des Dichters	
Alten- und Neubeuern, Frauenchiemsee. Ruhestätte von 3 Enkelkindern Eichendorffs: Karl von Eichendorff, Äbtissin Placida von Eichendorff, Arnold von Eichendorff	
Karl Freiherr von Eichendorff, der Enkel des Dichters †.....	nach S. 104
Eichendorffhaus in Altenbeuern in Oberbayern	

Brief an Schumann, 3. December 55.....nach S. 120

Kindheitsbrief des Dichters – Originalgröße

Handzeichnung des jungen Eichendorff - verkleinert

Unser neues Jahrbuch

steht im Zeichen der Trauer um den am 22. März 1934 heimgegangenen Enkel des Dichters, Oberstleutnant Karl von Eichendorff in Altenbeuern, Oberbayern. Mit Karl von Eichendorff verliert die deutsche Eichendorff-Forschung ihren Wegbereiter. Näheres über die unvergeßlichen Verdienste Karl von Eichendorffs, der ja auch dieses Jahrbuch, den romantischen Almanach „*Aurora*“, in Zusammenarbeit mit Universitätsprofessor Dr. Dyroff und Rektor Karl Sczodrok begründet hat, sagen unsere Gedenkaufsätze. Wir sind glücklich, darüber hinaus auch noch einige Arbeiten von Karl von Eichendorff selbst veröffentlichen zu können, die am besten zeigen, wie verantwortungsbewußt und begeistert er unserer Bewegung diente. Wir sind ihm Dank schuldig, daß er vor seinem Hinscheiden zum großen Teil die Herausgabe des vorliegenden Almanachs noch vorbereiten konnte. Wir führen das Werk in seinem Sinne weiter.

Träger des Almanachs ist die Deutsche Eichendorff-Stiftung, die ihre tiefen Wurzelkräfte naturgemäß in des Dichters Heimat, in Schlesien, hat und die dank der Anteilnahme der schlesischen Behörden und der Eichendorffstadt Neisse jetzt auf eine breitere Grundlage gestellt werden konnte, womit ein alter und lieber Traum unseres entschlafenen Führers Karl von Eichendorff Erfüllung findet. Es gelang, das Eichendorff-Sterbehaus in Neisse zu sichern. In seinen Räumen soll das deutsche Eichendorffmuseum eingerichtet werden, als deutsche Kult- und literarische Forschungsstelle für Gesamtdeutschland, wie ja überhaupt unsere Stiftung wirken will, soweit die deutsche Zunge klingt.

Diese gesamtdeutsche Einstellung kommt auch bei der Herausgabe unseres Jahrbuches schon rein äußerlich zum Ausdruck. Die Schriftleitung ruht in den Händen des unterzeichneten Obmanns der Deutschen Eichendorff-Stiftung. An der Herausgabe beteiligt sich nach wie vor Univ.-Professor Geheimrat Dr. Dyroff in Bonn im Rheinland. Neu kommen hinzu Univ.-Professor Dr. Heckel-Breslau und Professor Franz Ranegger in Mödling bei Wien. Wir vertrauen bei der Fortführung unseres Werkes für Eichendorff auf den idealen Sinn des deutschen Volkes und insbesondere seiner heldischen Jugend, der gerade der Dichter Eichendorff in so wunderbarer Weise Lebensbegleiter und Lebensführer sein kann, und bekennen uns, im Hinblick auf den Verlust, den wir durch den Tod Karl von Eichendorffs erlitten haben, zu dem Wort Joseph von Eichendorffs: „Wo immer müde Fechter / sinken im mutigen Strauß, / es kommen frische Geschlechter / und fechten es ehrlich aus!“

Karl Sczodrok, Oppeln

Das einfältige Herz Eichendorff als Geschichtsschreiber unseres Innern

Von Rainer Schlösser

Eine der Tatsachen, die unser Leben verschönen, ist die sich immer wieder bestätigende Beobachtung, daß es Menschen gibt, die liebenswürdig und liebenswert schlechthin genannt zu werden verdienen. Diese fleischgewordenen Widerlegungen pessimistischer Gedankengänge zeichnen sich dadurch aus, daß sie ihr leuchtendes Herz gewissermaßen vor aller Welt in Händen tragen, auf daß dessen Glanz auf uns übergehen möge. Das Ergreifende an diesem Wunder ist, daß es sich ebenso in den Amtsbezirken, welche diese Lichtträger etwa zu betreuen haben, ereignen kann wie in der privaten Sphäre, in Reden und Schriften oder auch in ihren Briefen. Das bloße Einmaldagewesensein solcher Naturen genügt, um für alle Zeiten im geistigen Leben der Nation eine unverwischbare Sicht- und Lichtspur zu hinterlassen, so daß Schulter an Schulter mit den jeweils Lebenden die Erscheinungen der großen Verstorbenen vor uns herziehen. Das ist der geheimnisvolle Grund, warum ein Joseph von Eichendorff in unser aller Herzen lebt.

Etwas, worüber viele gewiß noch niemals nachgedacht haben dürften, ist der merkwürdige Umstand, daß die Dichter dichten, wie sie heißen. Das heißt: die Schaffensweise einmalig schöpferischer Kräfte findet häufig schon in ihrem Namen einen zwingend glaubwürdig symbolischen Niederschlag: Goethe – ist hier nicht schon klanglich die klassische Haltung gegeben, der Ton der Reife angeschlagen, das Geheimrätliche im Sinne des Geheimnisvoll-Redlichen? Kleist – die Zusammenballung einer ungeheuren Elementargewalt in eine Silbe, Sprengstoff und die Vernichtungsgewalt formender Stahlmantel in einem! Hebbel – ein unverrückbar hingestellter Findling, ein steinharter, spröder Name. Oder, wenn Sie wollen, Hebbel, das rasche Anspringen und um jeden Preis Vorwärtswälzenwollen des Problemquaders! Und nun denken Sie, besser sprechen Sie, fühlen Sie den Namen Hölderlin! Man könnte mit ihm den Begriff der Hymne ersetzen. Das schönste Beispiel aber für das, was ich meine, ist ohne Zweifel der Mann, dessen gesamtes Werk in seinem Namen Eichendorff beschlossen ist. Und zwar nicht nur dem Klang nach, der einen andern Dichter veranlaßte, ihn das

„Sehnsuchtsorn am Hang“ zu nennen, sondern auch dem Bilde nach. Da ist das Kräuseln des Rauchs am abendlichen Himmel, da ist das Schweigen der dörflichen Gärten, da ist die klingende Stille des Waldes, nach dem der Ewige Deutsche seit je ein unstillbares Fern- und Heimweh in sich trägt, da ist das Ziehen der Wolken und das Steigen der Nebel, das Rauschen der Brunnen und das ferne Bellen der Hunde; es ist das Schlagen der Lerchen und das Schluchzen der Nachtigallen, es ist überhaupt eine ganze deutsche Welt voller Gemüt, die es nicht geben würde, wenn sie nicht von Eichendorff gedichtet worden wäre.

Wir brauchen kein Wort darüber zu verlieren, daß wir alle für diese Welt leben, daß wir an den Eichendorffschen Himmel, an den Wald und die Sonne Eichendorffs denken, wenn wir uns nach Sonne, Himmel und Wald sehnen. Wohl aber müssen Sie wissen, daß unsere Besten auch bereit waren, für diese Welt zu sterben. Wie erklärte es sich sonst, daß gerade in zwei Kriegsdramen, Friedrich Bethges „Reims“ und von der Vrings „Argonnenwald“, die Melodie Eichendorffs in entscheidenden seelischen Augenblicken angeschlagen wird? Es ist kein Zufall, daß in den Tornistern unserer Soldaten neben der Bibel, Goethes „Faust“ und Nietzsches „Zarathustra“ fast immer der „Taugenichts“ zu finden war. Er war wie ein Heilmittel. Wir fühlten, daß es notwendig war, in der Hölle der Materialschlachten an eine Gegenwelt glauben zu können, im Trommelfeuer um die goldenen Türme und das himmlische Tor zu wissen, von denen Eichendorffs herrliche Hymne vom Soldaten kündigt. Siebzehn Jahre nach dem Weltkrieg, als ich Bethges Drama las, in dem er die Türme der Kathedrale von Reims im visionären Lichte Eichendorffscher Gottgläubigkeit sieht, da wurde mir bewußt, daß auch ich jenen steingewordenen Finger Gottes seinerzeit nicht anders als Eichendorffsch gesehen habe. Und ich erinnere mich noch sehr deutlich, daß ich auflebte, als mich einmal in der trostlos kreidigen, nach deutscher Auffassung waldlosen Champagne, dieser erbarmungslos stechenden Sonnenhölle, die kühle Waldstille Eichendorffscher Lyrik aufnahm. Eichendorff war für die Soldaten des Krieges Deutschland. Und er ist es auch für die Soldaten des Dritten Reichs.

Das ist er aus all den Gründen, die wir schon angeführt haben, das ist er nicht zuletzt, weil er die Zusammenfassung alles dessen ist, was wir (der gebildete Volksgenosse ebenso sehr wie der unverbildete) unter echtem Lebens- und Naturgefühl, unter Gemüt, Stimmung, Gläubigkeit, Seele verstehen, ohne daß sich irgendein Anhaltspunkt fände für die das neunzehnte Jahrhundert so kennzeichnende Philistrosität, irgendein Anhaltspunkt für Gartenlaubengefühlchen, für Schulbildungsbestätigungen, für falsches Pathos, für Erfahrungsbereicherung oder was weiß ich! Nein, alles – so hat

Paul Ernst festgestellt – geschieht wie im Märchen. Die Märchen aber – darum wissen wir heute wieder – sind wahrer und göltiger als aller bloßer Verstand der Aufklärung. Und zwar deshalb, weil sie aus dem Blute kommen. Daher der Nachhall der Eichendorffschen Poesie in jedem Deutschen, weil er eben dieselbe Sehnsucht nach dem Wunder- und Märchenwald in seinem Blute trägt, die auch Eichendorff singen und sagen ließ. So arm an Seele ist nämlich kaum einer, daß ihn in stiller Stunde nicht der Wunsch überkäme, wie einst als Kind märchengläubig im dichten Tann unterzutauchen und ahnungsvoll wie in frühester Jugend geheimnisvollem Wispeln und Weben zu lauschen. Er kann es, indem er Eichendorff liest. Hier ist noch Wahrheit, was Wirklichkeit längst nicht mehr ist; ist Verlorenes unverlierbar festgehalten – ein Stück jungfräulich unberührter Urheimat, durchweht vom Hauche nordischer Naturseligkeit, gesegnet durch die Ahnung vom unbekanntem großen Gott. Freilich, nur wir Deutschen werden Eichendorff zutiefst verstehen können, nur wir, deren Ahnen noch Drachenblut tranken, das einen Siegfried begabte, den Gesang der Vögel zu verstehen, nur wir sind hellhörig genug, die Eintönigkeit Eichendorffscher Gedicht in ihrer ganzen kunstvollen Polyphonie in uns widerklingen zu lassen. Und wie diese Dichtung aus dem Blute quillt, so ist sie auch dem deutschen Boden verwurzelt. Daß die beste Kraft ihm aus der Scholle zuströmte, hat Eichendorff selbst bekannt. „Es ist ein wunderbares Lied in dem Waldesrauschen unserer heimatlichen Berge“, so sagt er. „Wo du auch seist, es findet dich doch einmal wieder und wär’ es durchs offene Fenster im Traum. Wer einen Dichter recht verstehen will, muß seine Heimat kennen; auf ihre stillen Plätze ist der Grundton gebannt, der dann durch alle seine Bücher wie ein unaussprechliches Heimweh fortklingt.“

Der Dichter des deutschen Heimwehs ist Eichendorff aber nicht nur im diesseitigen Sinne, sondern auch im jenseitigen; denn noch im weltlichsten seiner Lieder ist seine Verbundenheit mit dem Göttlichen zu spüren. Der rational einfach nicht zu erklärende, unvergleichliche Reiz, insbesondere seiner kleinen Naturbilder, in denen Naturstimmung, Menschenschicksal und göttliches Walten den herrlichsten aller Dreiklänge bilden, ist nur aus seinem Wissen um den Wahn der Welt und das letzte Ziel hinter den Dingen zu erklären. Dabei ist es eins der größten formalen Wunder, mit wie schlichten Mitteln er all das zum Ausdruck zu bringen weiß. Diese Gedichte haben die Einfalt und Eingängigkeit echter Volkslieder, ohne daß sie je den Eindruck an- und nachempfunderer Imitationen hervorriefen. Das macht: sein Schaffen hat sich nie an ein literarisches Publikum, etwa das der Berliner Salons seiner Zeit, an „ästhetische Tees“ oder auch nur an eine abgegrenzte Schicht gewandt, sondern immer

an das Volk schlechthin. Gerade deshalb fühlte er auch rein künstlerisch unerhört verantwortungsbewußt und hat infolgedessen ein nicht allzu umfangreiches Werk hinterlassen. Er zählte eben zu jenen sehr feinen Schriftstellern, die jede Zeile verantworten wollen und daher, wie Fontane bemerkt, niemals geniale Massenproduzenten sein können.

Und wie Clemens Brentano von Eichendorffs Schaffen als der „heiligen Geschichte seines Innern“ gesprochen hat, so verdient auch Eichendorffs bürgerliches Dasein als ein vorbildliches Leben in Lauterkeit gerühmt zu werden. Ich komme in voller Absicht hierauf zu sprechen, weil die nationalsozialistische Auffassung von den literarhistorischen Dingen die Freude an Charakterwerten wieder zur Geltung gebracht hat. Die aber vermittelt uns die Biographie Eichendorffs wie wenige. War dieser Romantiker doch mindestens ebenso sehr ein „heiliger Mann“ wie nach Hebbels Ansicht Schiller. Der durch kleine Zeiten in Verschleiß gebrachte große Begriff der Sancta Simplicitas, der holden Einfalt und Herzensunschuld, der blauäugigen Kindlichkeit und zugleich rotwangigen Gesundheit, in Eichendorff, dem Menschen, hat er seine Inkarnation gefunden. Man weiß nur deswegen hierüber nicht allzuviel, weil Eichendorff in seiner rührenden Bescheidenheit nie viel Wesens von sich gemacht hat. Wenn einer überhaupt, so hat er die höchste Werkhingabe bewiesen, indem er sich als Person über seinen Werken völlig vergessen machte. Er, der doch das Recht dazu gehabt hätte, pochte niemals auf sein Dichtertum, er verlangte nicht einmal, daß es ihn ernährte. Er machte wie jeder andere die für den Brotberuf notwendigen Examina, er hat sie sich in den Jahren nach 1806 sogar erhungert, er ließ sich, was damals noch keineswegs selbstverständlich war, durch seinen freiwilligen Eintritt in die preußischen Befreiungsarmeen auf Jahre aus seiner Laufbahn werfen, wurde dann preußischer Beamter und saß, man muß sich das klarmachen, zwei Jahrzehnte lang Tag für Tag vor Aktenstößen, um wie er selbst sagt, „das große Tretrad zu schwingen“. Und, das ist das herrliche dabei, er tat es mit überlegenem Humor:

Zwischen Akten, dunklen Wänden
band mich Freiheit begehrenden
nun des Lebens strenge Pflicht,
und aus Schränken, Aktenschichten
lachen mir die beleidigten
Musen in das Amtsgesicht.

So hat sich der Beamte und Isegrim Eichendorff heiter mit dem Lose abgefunden, „den letzten Balkentreter in des Staates Symphonie“ spielen zu müssen. Etwas

Übertreibung liegt hier allerdings vor; denn gerade vor hundert Jahren hat er es immerhin schon zum Geheimen Regierungsrat im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten zu Berlin gebracht. Das schönste aber vielleicht ist, daß er seine Redlichkeit auch in dem Berlin des geistreichelnden Biedermeiertums beibehielt. Schönegeistiges Getue und literarische Maché waren ihm verhaßt. Er hielt zu seinem Wort, zu dem er sich schon viel früher bekannt hatte: „Wie wollt ihr (literarischen Helden des Salons), daß die Menschen eure Werke hochachten, wenn ihr euch selber nicht glaubt, was ihr schreibt, und durch schöne Worte und künstliche Gedanken Gott und Menschen zu überlisten trachtet? Das ist ein eitles, nichtsnutziges Spiel; denn es ist nichts groß, als was aus einem einfältigen Herzen kommt.“

Mit sicherem Instinkt mied er die mund- und schreibfertigen Allerweltswindhaspel des Liberalismus und hielt es nach wie vor mit der rechten Sitte, dem treuen Tun, dem schönen Lieben und der deutschen Ehre. Wenn er sich auch in politischer Hinsicht der Vorform des späteren Klerikalismus gegen sein Lebensende hin genähert hat, ist doch nicht zu leugnen, daß man, von heute aus gesehen, seinen stark ständischen Auffassungen weit mehr Geschmack abgewinnen kann, als dem platten Aufklärer seiner Zeitgenossen, des sogenannten jungen Deutschlands. Im Grunde ist er jenem adligen Glauben an Deutschland immer treu gewesen, der aus der schönen Strophe spricht:

Und wo immer müde Fechter
Sinken im mutigen Strauß,
Es kommen frische Geschlechter
Und fechten es ehrlich aus.

Eichendorffs Glaube an die kommenden Geschlechter und ihren ehrlichen Kampf ist nicht zuschanden geworden. Im Gegenteil, er hat durch uns Nationalsozialisten seine Bestätigung erst recht gefunden. Das Sinnvolle dabei aber ist, daß der Sieg in diesem Kampfe auch ein Sieg Eichendorffs ist. Schon war es so weit, daß sich die teuflischen Mächte der Zerstörung anschickten, auch an ihn Hand anzulegen, an ihn, über dessen Werk Gott seine Hände faltete. Die Errettung Deutschlands vor diesen Mächten war auch eine Errettung Eichendorffs für Deutschland.

Märchenglück

Von Margarete Baronin von Sedlnitzky-Eichendorff*

Einst konnt' ich, ein weltentfremdetes Kind,
Das Sinnen und Träumen nicht lassen, –
Märchen erzählten mir Wasser und Wind,
Ich meint', so hoch und so fern sie auch sind,
Die Sterne am Himmel zu fassen!

„Wach auf!“ – so wurd' ich gerufen, gemahnt –,
„Was soll's mit dem Sinnen und Säumen?
Es ruft Dich das Leben! Sieh, eh' Du's geahnt,
Da packt's Dich, da schüttelt's mit eiserner Hand, –
Vorbei dann mit Märchen und Träumen!“

So war es. – In eilig hastendem Flug
Sind Stunden und Jahre verronnen. –
Und doch, – ob das Leben auch Wunden mir schlug,
Wohin auch die wechselnde Woge mich trug,
Mein Traum hielt mich selig umspinnen.

Wie dämmerweit ab die Märchenzeit liegt,
Mein Märchenglück ist mir geblieben
Und geht es in Trümmer, – ich baue es neu:
Den Glauben an Menschen, an Tugend und Treu,
Den Traum von Geliebtsein und Lieben.

* Enkelin Eichendorffs, geb. 12. Januar 1859 in Sedlnitz, vermählt 1887
mit Paul Freiherrn von Sedlnitzky-Odrowaz von Choltic, lebt jetzt in Wien.

[Abb.: Grab Jacobs von Eichendorff auf Deutsch-Krawarn 1661, des ersten oberschlesischen Eichendorff. Der Grabstein
befindet sich jetzt in Alten-Beuern in Bayern
Hartwig Erdmann von Eichendorff, gestorben 1682, der Stammvater der oberschlesischen Linie]

Ungedruckte Handschriften Eichendorffs

Mitgeteilt von Karl Freiherrn von Eichendorff †

In seinem Germanistenführer „*Deutsche Dichterhandschriften seit 1450 in den Bibliotheken Deutschlands, Österreichs und der Schweiz*“¹ hat der Herausgeber Dr. Wilhelm Frels in Bibliotheken, Archiven, Museen und Privatsammlungen aufbewahrte Handschriften, insbesondere Briefe Eichendorffs nachgewiesen, die in der historisch-kritischen Ausgabe der Werke des Dichters fehlen. Die meisten der von Frels aufgeführten Stücke wurden nach dem Erscheinen der beiden Briefbände der erwähnten Ausgabe von mir in der Vierteljahrsschrift „*Der Wächter*“, im „*Eichendorff-Kalender*“ und im romantischen Almanach „*Aurora*“ veröffentlicht. Einige noch nicht an das Tageslicht getretene Schriftstücke werden nachstehend mitgeteilt. Wenn auch manche von ihnen für das Verständnis der literarischen Entwicklung des Urhebers nur von untergeordneter Bedeutung sind, so sind sie doch in chronologischer und psychologischer Beziehung nicht ohne Wert und liefern uns neue Bausteine zur Abrundung seines Lebensbildes. Besondere Beachtung verdient das im Besitz des Goethe- und Schiller-Archivs zu Weimar befindliche „*Vorwort*“ zu Eichendorffs Jugendroman „*Abnung und Gegenwart*“. Bekanntlich beabsichtigte der Dichter zunächst die zueignenden Stanzen „*An die Freunde*“ als Einführung zu verwenden, schrieb aber dann, auf Veranlassung von Fouqué, unter dessen Ägide der Roman im Jahre 1815 erschien, ein auf die Zeit der Entstehung und Vollendung des Werkes hinweisendes Vorwort, das der ihm befreundete Schöpfer der „*Undine*“, des „*Sigurd*“ und des „*Zauberrings*“, nach Vornahme einiger Abänderungen und Zusätze, bei der Herausgabe zu dem seinigen machte. Der nachstehende Abdruck bringt das Eichendorffsche Geleitwort in seiner ursprünglichen Fassung. Daß auch das mit mannigfachen Bemerkungen und Korrekturen von der Hand Dorotheas von Schlegel versehene Manuskript des Romans, das Eichendorff als Erinnerung an die liebevolle Teilnahme der geistvollen Gattin des eigentlichen Chorführers der romantischen Schule lange in Ehren hielt, noch einmal aus der Verborgenheit auftaucht, ist nicht anzunehmen. Der Dichter scheint es kurz vor seinem

¹ 2. Band der „*Bibliographical Publications*“ der „*Germanic Section of Modern Language Association of America*“. Leipzig, K.W. Hiersemann.

Ableben, mit vielen anderen Schriftstücken, deren Veröffentlichung ihm unerwünscht war, vernichtet zu haben.

Aus dem uns vorliegenden Originaltext des Eichendorffschen Vorwortes ergibt sich, daß die Vermutung, Fouqué habe in der von ihm verfaßten Vorrede die Angaben des Autors über den Zeitpunkt der Vollendung des Manuskriptes willkürlich abgeändert (vergl. Vorwort zum 3. Bande der *historisch-kritischen Eichendorff-Ausgabe* S. XIX), unzutreffend ist. Ebenso kann, da Napoleon am 26. Juni 1812 den Njemen überschritt, die Annahme nicht aufrecht erhalten werden, daß Eichendorff sein Werk erst im Herbst des genannten Jahres abgeschlossen habe.

Durch Verleihung des von Bayerns König mittels Dekrets vom 28. November 1853 gestifteten „Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst“ wurde dem Dichter eine Auszeichnung zuteil, für die er dem König in dem Briefe vom 7. Dezember 1853 seinen Dank aussprach. Obwohl Eichendorff derartigen Ehrungen im allgemeinen keine große Bedeutung beilegte, so erfreute ihn diese doch, zumal sein engeres Vaterland Preußen ihm eine ähnliche Anerkennung versagt hatte und die Insignien des neugegründeten Ordens satzungsgemäß an nicht mehr als hundert, durch hervorragende Leistungen auf dem erwähnten Gebiete ausgezeichnete Männer verliehen werden durften. – Auf Vorschlag des aus Joseph Andreas Buchner, Emanuel Geibel, Wilhelm von Kaulbach, Leo von Klenze, Franz Lachner, Julius Freiherr von Liebig und Friedrich Thiersch bestehenden Kapitels ernannte Maximilian II. damals in der „Abteilung für Kunst“ dreißig ihm geeignet erscheinende Persönlichkeiten zu Ordensmitgliedern.

Die Wiedergabe der nachstehend mitgeteilten Schriftstücke hält sich, abgesehen von der dem neuzeitlichen Gebrauch angepaßten Rechtschreibung, genau an die Vorlagen.

Vorwort

Ich hatte diesen Roman vollendet, ehe noch die Franzosen im letzten Kriege Rußland betreten. Eine notwendig fortlaufende Berührung des Buches mit den öffentlichen Begebenheiten verhinderte damals den Druck desselben. Später faßte mich selber der große Strom der Zeit, alle meine Muße, Gedanken und Kräfte auf andere Art für den gemeinschaftlichen Zweck in Anspruch nehmend, und so ist nun vielleicht der eigentliche Zeitpunkt einer allgemeinen Teilnahme für diesen Roman inzwischen verstrichen. Ich konnte nun freilich die Fäden dieser Geschichte künstlich in die neuesten Ereignisse hinüberspinnen, oder mit der Miene eines Propheten trostreiche Ausichten auf die erfolgte Weltbefreiung darin aufstellen; aber einmal: erscheint mir unsere jetzige Zeit fast ohne Gegenwart, nur als eine überschwenglichreiche Zukunft, noch zu unentschieden, in sich selbst ringend und gestaltlos, um die ruhigen Bilder einer Dichtung sicher daran zu knüpfen, und dann: so wäre auf diese Weise mein Buch etwas ganz anderes geworden, und nicht mehr das was es sein wollte, ein getreues Bild jener gewitter-

schwülen Zeit der Erwartung, der Sehnsucht und Verwirrung. Diese Betrachtung bewog mich, den Roman daher wörtlich und ohne die geringste Änderung so zu geben, wie ich ihn damals aufgeschrieben hatte.

Es lieben edle Gemüter, sich mitten aus der Freude nach den überstandenen Drangsalen zurückzuwenden, nicht um hochmütig über sich selbst zu erstaunen, wie sie seitdem so Großes vollbracht, sondern um sich noch einmal mit jenem heiligen Zürnen, jenem gerüsteten Ernste der Bedrängnis zu erfüllen, der uns im Glücke ebenso not tut, als im Unglück. Diesen weihe ich das Buch als ein Denkmal der schuldgedrückten Vergangenheit.

Alle Kräfte, die nun aufgewacht, schlummerten oder träumten schon damals. Aber Rost frißt das Eisen. Die Sehnsucht hätte sich langsam selbst verzehrt und die Weisheit nichts ausgesonnen, hätte sich der Herr nicht endlich erbarmt und in dem Brande von Moskau die Morgenröte eines großen, herrlichen Tages der Erlösung angezündet. Und so laßt uns Gott preisen, jeder nach seiner Art! Ihm gebührt die Ehre, uns ziemt Demut, Wachsamkeit und frommer, treuer Fleiß.

Der Verfasser

Die nachstehenden, auf einem kleinen Ausschnitte stehenden Verse befinden sich im Goethe-Museum des „Freien Deutschen Hochstifts“ zu Frankfurt a/M.

Der Erlöser

Wie Du auch die Kraft magst wenden;
Was die tiefste Seele will,
Niemals wirst Du's hier vollenden
Und die Sehnsucht wird nicht still.

An Friedrich Wilhelm Gubitz²

Hochwohlgeborener Herr,
Verehrter Herr Professor!

Zu meiner großen Freude habe ich durch Herrn C.D. Hitzig³ erfahren, daß Ew. Hochwohlgeb: die Güte haben wollen, mein jüngstes ungezogenes Kind (Meierbeth)⁴ in die

² Original in der Handschriften-Abteilung der Preuß. Staatsbibliothek zu Berlin.

Friedr. Wilh. Gubitz 1786–1870, Professor an der Berliner Akademie der Künste, vorzugsweise Berufspielfdichter u. Humorist. Erzähler, von 1817–1847. Herausgeber des „*Gesellschafter, Blätter für Geist und Herz*“.

³ Da die Anfangsbuchstaben der Vornamen deutlich lesbar geschrieben sind, dürfte es sich hier nicht um den bekannten Kriminalisten und Publizisten Julius Eduard Hitzig handeln.

⁴ „*Meierbeths Glück und Ende. Tragödie mit Gesang und Tanz*“ erschien 1827 in den vorerwähnten Blättern. Das Trauerspiel „*Ezelin von Romano*“ 1828 im Verlage der Gebrüder Bornträger zu Königsberg.

Welt einzuführen. Möge er sich Ihrer Aegide würdig erweisen! Auch soll, nach derselben Nachricht, das Manuskript meines **Ezzelin** Ihnen vorliegen. Ew. Hochwohlgeb: bin ich daher so frei, um gütige nähere Mitteilung hierüber und über das Wie u. Wann ganz ergebenst zu bitten, die weiteren Bedingungen mit vollem Vertrauen Ihrer geprüften Einsicht u. Billigkeit überlassend. Sollten Sie den **Ezzelin** nicht brauchen können, so bitte ich ergebenst um dessen gütige baldige Zurücksendung, da sich inzwischen für denselben eine anderweite Aussicht eröffnet hat, auf die ich jedoch, im Fall des Verlages durch Ew: Hochwohlgeb:, keine Rücksicht nehmen würde.

Die Aussetzung von **Praemien** für das beste Lustspiel p. hat mich, und wohl jeden Wohlgesinnten, hoch erfreut. Möchte es die Veranlassung zu recht vielen ergötzlichen Werken werden u. wieder einmal rechte Lust ins Lustspiel bringen!

In Erwartung einer baldigen gütigen Antwort empfehle ich mich Ihrem geneigten freundlichen Andenken u. habe die Ehre, mich mit aufrichtigster Hochachtung zu zeichnen

Euer Hochwohlgeboren
ganz ergebenster
B. v. Eichendorff

Königsberg, d: 23. August 1827.
Lange Reihe No: 7.

An einen Verleger Anschrift fehlt⁵
Hochwohlgeborener
Verehrtester Herr!

Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich, in der Anlage das Manuscript eines soeben von mir vollendeten Romans⁶ mit der Anfrage ganz ergebenst zu übersenden, ob Dieselben geneigt wären den Verlag zu übernehmen. Im bejahenden Falle bitte ich zugleich um gewogentliche Äußerung über Honorar u. sonstige Bedingungen, da ich die Druckbogenzahl, die das Manuscript geben dürfte, mit einiger Sicherheit nicht zu beurteilen vermag.

Es würde mir zu besonderer Freude gereichen, das Werkchen unter Ihrer ehrenvollen Aegide in die Welt senden u. dadurch, auch in dieser Beziehung, mit Denselben in nähere Verbindung treten zu können.

Mit ausgezeichnete Hochachtung
Euer Hochwohlgeboren
ergebenster
v. Eichendorff

Berlin, d. 13. August 1834
Potsdamer St. Nr. 8.

⁵ Original in der Landesbibliothek Eutin.

⁶ Die Novelle „*Dichter und ihre Gesellen*“, nur diese kann hier gemeint sein, erschien noch im gleichen Jahre bei Duncker & Humblot in Berlin.

An einen Verleger Anschrift fehlt⁷

Ew. Hochwohlgeboren

ermangele ich nicht, für die mir sehr ehrenvolle u. erfreuliche Aufforderung v: 28. v. M. zur ferneren Teilnahme an der *Urania*⁸ meinen ganz ergebensten Dank zu sagen. Mit Vergnügen werde ich von dieser gütigen Einladung Gebrauch machen. Ob ich aber schon für den nächsten Jahrgang einen Beitrag liefern kann, vermag ich leider diesmal nicht mit vollkommener Gewißheit zu versprechen, da ich jetzt gar zu wenig Herr meiner Zeit bin. Ich werde mich jedoch jedenfalls beehren, sobald ich eine geeignete Arbeit vollendet habe, solche Ew: Hochwohlgeboren unverzüglich zu übersenden, u. würde es mir sehr angenehm sein, wenn Dieselben davon noch für den nächsten Jahrgang Gebrauch machen könnten.

Mit ausgezeichnete Hochachtung habe ich die Ehre zu sein

Euer Hochwohlgeboren
ergebenster
v. Eichendorff

Berlin, den 6ten Dezember 1836.
Potsdamer Str. Nr. 6.

An Friedrich von Sallet.⁹

Hochwohlgeborener

Verehrtester Herr!

Euer Hochwohlgeboren danke ich herzlich und ergebenst für das freundliche Vertrauen, womit Sie mich zur Mitarbeit an der *Silesia*¹⁰ aufzufordern die Güte hatten. Die Einladung war mir doppelt schmeichelhaft und erfreulich, da sie von einem Dichter kommt, dessen vielversprechende Leistungen mir schon große Freude gemacht, und einer Zeitschrift gilt, die meinem nächsten Vaterlande gewiß zur Ehre gereichen wird. Um so schmerzlicher ist es mir nun, offen bekennen zu müssen, daß ich in diesem Augenblick

⁷ Original im Heimatmuseum zu Köthen (Anhalt).

⁸ Außer einigen Gedichten erschienen in dem von F. A. Brockhaus in leipzig redigierten Taschenbuch „*Urania*“ Eichendorffs Novellen: „*Das Schloß Dürandé*“ 1837 und „*Die Entführung*“ 1839.

⁹ Original in der Universitäts-Bibliothek Jena.

Fr. v. S. (1812–1843), in Neisse in Schlesien geboren, widmete sich nach seinem 1838 erfolgten Ausscheiden aus dem preuß. Militärdienste ausschließlich seinen literarischen Neigungen. Lieder- und Balladendichter, sowie Romanschriftsteller tendenziöser Richtung.

¹⁰ Die geplante Zeitschrift ist nie erschienen. In: „*Leben und Werke Fr. v. Sallets*“ hrsg. von einigen Freunden des Dichters (Berlin 1844), heißt es S. 106: „Alle Anstalten (zur Herausgabe der Zeitschrift) waren getroffen, die Freunde, unter ihnen besonders Duler, sowie auch Rückert und andere berühmte Männer zu Beiträgen aufgefordert... aber das Projekt zerschlug sich gänzlich“.

nicht das Geringste vorrätig habe, das sich zur Mitteilung eignete, und daß meine jetzigen amtlichen Verhältnisse u. überhäuftten Geschäfte auch nicht einmal gestatten, für die Zukunft eine Zusendung mit gutem Gewissen versprechen zu können. Und so muß ich denn, zu meinem aufrichtigen Bedauern, mir leider die Ehre und Freude versagen, bei einem Unternehmen selbsttätig mitzuwirken, dem ich mit großer Teilnahme den besten Erfolg wünsche.

Mich Ihrem ferneren gütigen Andenken empfehend, mit ausgezeichnete Hochachtung

Eurer Hochwohlgeboren
ganz ergebenster
v. Eichendorff

Berlin, d. 1. März 1839.

Des Königl: Lieutenants a: D: Herrn von Sallet
abzug: in der wohlhobl: Friedländerschen Buchhandlung.

Hochwohlgeboren
in Breslau

An einen Verleger Anschrift fehlt¹¹

Ew. Hochwohlgeboren

verfehle ich nicht, auf das geehrte Schreiben v: 12ten d: M:, das druckfertige Manuskript meiner neuesten Schrift über den deutschen Roman¹² pp. hiermit ergebenst zu übersenden. Für den Fall, daß Sie zur Übernahme des Verlages geneigt wären, würde ich mich, ohne Rücksicht auf die Druckbogenzahl, mit einem Honorar von überhaupt Einhundert Talern begnügen, nebst Acht Freixemplaren, und mit dem Ersuchen, eines dieser Freixemplare sodann unmittelbar von dort aus an H: Wolfgang Menzel¹³ in Stuttgart gefälligst übermachen zu wollen.

Ew: Hochwohlgeboren werden in dem bescheidenen Maß dieser Bedingungen ohne Zweifel den besonderen Wert nicht verkennen, den ich darauf lege, das Werk durch Ihre gewichtige Vermittelung eingeführt zu sehen. –

Mit der Bitte um gütige Rückäußerung, hochachtungsvoll

Ew: Hochwohlgeboren
ergebenster

Berlin, den 17t. April 1851
Neue Friedrichstraße 13.

Jos: Freih: v: Eichendorff

¹¹ Original im Stadtarchiv Altona.

¹² Eichendorffs Schrift „*Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum*“ erschien noch in gleichem Jahre bei F. A. Brockhaus in Leipzig.

¹³ Wolfg. Menzel (1798–1873), einer der hervorragendsten Kritiker seiner Zeit und begeisterter Anhänger der Eichendorffschen Literaturauffassung, bekämpfte das vaterlandslose Deutsch-Judentum, sowie die Vergötterung Goethes, dessen vermeintliche Genußsucht und nationale Entartung er verurteilte.

An Emanuel Geibel¹⁴

Verehrter Herr und Freund!

Erlauben Sie, daß ich Sie unter diesem Titel begrüße, und dem berühmten Sangesgenossen hiermit, wie ich schon lange gewünscht, freudig die Hand biete.

Ihr Spanisches Liederbuch¹⁵ habe ich erhalten, und danke herzlichst für die schöne Gabe, die mir als ein Zeichen, daß Sie sich meiner noch so liebeich erinnern, doppelt wert u. teuer ist. Die Übertragung scheint mir durchaus bewundernswert gelungen; wie denn überhaupt diese feinduftigen Lieder wohl nur von wirklichen Dichtern übersetzt werden können. Also nochmals meinen innigsten Dank, mit der Bitte, auch fernerhin in freundlichem Andenken erhalten zu wollen

Berlin, d: 20t. Mai 1852.

Ihren
ergebenen
Eichendorff

An Nikolaus Heinrich Julius¹⁶

Mein lieber alter Freund!

Es hat mich schon lange nichts so sehr gefreut, als endlich einmal wieder von Dir zu hören. Meiner Jugendgenossen, d: h: die es in Wahrheit gewesen wie Du, sind so wenige mehr, daß mir jeder Gruß von daher doppelt teuer ist. Und so danke ich Dir denn herzlich für Deinen Brief u. das mitgesandte¹⁷ Werk, das ich recht *con amore* durchstudieren will, zumal es den großen Vorteil bietet, Alles in Ein Gesamtbild zu fassen, was Schack¹⁸ und Clarus¹⁹ getrennt u. vielleicht etwas zu weitläufig geben.

¹⁴ Original in der Stadtbibliothek Lübeck.

¹⁵ Spanisches Liederbuch von Emanuel Geibel und Paul Heyse. Berlin 1852 (Wilhelm Hertz, Besersersche Buchhandlung). Das Eichendorff übersandte Exemplar trägt die handschriftliche Widmung:

Dem Freiherrn Joseph von Eichendorff
in dankbarer Verehrung
Emanuel Geibel
Paul Heyse

¹⁶ Original in der Staats- u. Universitäts-Bibliothek Hamburg. [Julius-Nachlaß (Scrin. 190 f)]. Dr. Nikolaus Heinrich Julius 1783–1862, Studienfreund Eichendorffs, vielseitiger Gelehrter, ausgezeichnet als Arzt und Humanist. Vergl. *Hamburger Schriftst.-Lexikon* III. 513–517; F. L. Hoffmann, *zur Erinnerung an N. H. Julius als Bücherfreund u. literarhist.-bibl. Schriftsteller* (Hamburg 1864); Rosenthal, *Convertiten Bilder* V, 139–144.

¹⁷ Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig war 1852 eine Übersetzung des mustergültigen Werkes „*History of Spanish Literature*“ erschienen: „*Geschichte der schönen Literatur in Spanien*“ von Georg Ticknor. Deutsch mit Zusätzen herausgegeben von N. H. Julius (Neue Ausgabe 1867). In beiden Bänden wird Eichendorff als Übersetzer erwähnt.

¹⁸ Adolf Friedr. v. Schack, *Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien*, Berlin 1845/46, 3 Bde.

Auch bist gerade Du in der Sache recht eigentlich zum Vermittler berufen bei Deiner genauen Kenntnis der spanischen Literatur und beider Sprachen. Den Duran²⁰ besitze ich bereits, u. erbaue mich oft daran. Da Du an meinen Übersetzungsversuchen Interesse nimmst, u. ich nicht weiß, ob Du meinen Calderon besitzt, so erlaube ich mir, den ersten Band²¹ (: der zweite ist leider noch nicht fertig :) für Dich hier beizufügen. Du kennst am besten die Schwierigkeiten einer solchen Übersetzung, u. wirst daher hoffentlich mit meinem Wagnis freundliche Nachsicht üben.

Mein Bruder Wilhelm ist zu Innsbruck, wo er zuletzt Gubernialrat war, schon im Januar 1849 gestorben. So geht einer nach dem andern aus unserer gemeinsamen strebsamen Jugendzeit hinüber. Um so fester u. inniger daher wollen wir zusammenhalten, die wir, wie Du ganz richtig sagst, über das Wichtigste einig sind.

Kommst Du denn nicht wieder einmal nach Berlin herüber, wo ich einstweilen wieder einmal meinen Wohnsitz aufgeschlagen habe u., wenigstens im Winter, im Kadettenhause²² zu finden bin. Ich brauche Dir wohl nicht erst zu sagen, wie sehr ich mich freuen würde, Dich nach so langer Zeit wiederzusehen. Und in dieser freudigen Hoffnung denn für diesmal lebewohl, mein lieber alter Freund! Vergiß niemals

Berlin, im k: Kadettenhaus,
d: 16. September 1852.

Deinen treuen Freund

Eichendorff

Deinen lieben Brief (vom 1. August) habe ich eben jetzt erst erhalten; verzeihe daher den verspäteten Dank. Wenn Du Freund Dreves²³ siehst, so bitte ich, ihn bestens zu grüßen.

An König Maximilian II. von Bayern.²⁴

Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Euer Königliche Majestät haben huldreichst mich zum Mitgliede des neugestifteten Maximilian-Ordens zu ernennen geruht. Für diese hohe Gnade und Auszeichnung

¹⁹ Ludwig Clarus (Pseud. für Wilhl. Gustav Volk), „*Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter*“. 2 Bde. Mainz 1846. (Vorwort von Jos. v. Görres.)

²⁰ Augustin Durán, „*Romancero general*“. Madrid 1832 (2. Aus. 1852).

²¹ Der 1. Band der „*Geistlichen Schauspiele von don Pedro Calderon de la Barca, Übersetzt von Jos. Freih. v. Eichendorff*“ erschien 1846 im Verlage von J. G. Cotta, der 2. Band 1853 ebendort.

²² Eichendorff wohnte vorübergehend bei seinem Schwiegersohne Ludwig von Besserer-Dahlfingen, damals Hauptmann und Lehrer im Kadettenkorps.

²³ Lebrecht Dreves (1816–1870), Lyriker, Lustspieldichter u. religiöser Schriftsteller, von 1847–61 Notar in Hamburg.

²⁴ Original in der Wittelsbacher Familien-Bibliothek zu München.

ermangele ich nicht, Allerhöchstdemselben meinen tiefgefühltesten Dank mit der Beteuerung ehrfurchtsvoll zu Füßen zu legen, daß es das freudigste Ereignis meiner langen literarischen Laufbahn ist, meine Bestrebungen auf dem poetischen Gebiete noch am Abend meines Lebens von einem so hochehrleuchteten Monarchen so gnädig gewürdigt zu sehen.

In tiefster Ehrfurcht

Euer Königlichen Majestät

Alleruntertänigster

Joseph Freiherr von Eichendorff

Berlin, den 7t. Dezember 1853

An einen Verleger Anschrift fehlt²⁵

Hochverehrter Herr!

Die verabredeten Zwölf Freixemplare von meiner Schrift „*Zur Geschichte des Dramas*“²⁶ habe ich mittelst geehrten Schreibens vom 24. d. M. richtig erhalten, u. ermangele nicht, dafür hiermit meinen ergebensten Dank abzustatten.

Nach den mir zugekommenen Nachrichten, hat mein früheres Buch über den Deutschen Roman namentlich bei dem katholischen Teil neuerdings eine lebhaftere Teilnahme erregt, so daß ich hoffe, daß auch die gegenwärtige Schrift sich zu unserer beiderseitigen Zufriedenheit in immer weiteren Kreisen Bahn brechen werde.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster

J. v. Eichendorff

Berlin, d. 26. Juni 1854.

²⁵ Original im Heimatmuseum Köthen (Anhalt).

²⁶ Die hier erwähnte Schrift erschien 1854 im Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig. Im gleichen Verlage war 1851 Eichendorffs Abhandlung „*Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum*“ erschienen.

Magische Motive in Eichendorffs Gedichten

Von Herbert Fritsche

„Blick auf! Schon schweifen Paradiesvögel,
Schon wehen Wunderklänge aus der Ferne,
Der Garten Gottes steigt aus Morgenflammen.“

Eichendorff

Von Goethe, Novalis und Kerner wissen wir, daß sie sich eingehend mit magischen Problemen beschäftigt haben, von Eichendorff können wir es nur vermuten. Sicher war ihm Jacob Böhme kein Unbekannter, und wenn wir bei Angelus Silesius den Vers lesen: „Die Braut verdient sich mehr mit einem Kuß um Gott, / Als alle Miethlinge mit Arbeit bis in Tod“, bemerken wir eine so innige Verwandtschaft des großen Mystikers mit dem Dichter des „*Taugenichts*“, daß wir annehmen müssen, der „Cherubinische Wandersmann“ habe in Eichendorffs Bibliothek an bevorzugter Stelle gestanden. Aber jenseits aller biographischen Tatbestände steht fraglos fest, daß magisches Weltgefühl und intuitives Wissen um magische Zusammenhänge aus dem Lebenswerk Eichendorffs nicht wegzudenken sind. Ein gelegentliches Durchblättern seiner Gedichtbücher vermag uns davon bald zu überzeugen.

„Wachsein ist alles“, lehrt Gustav Meyrink, einer der besten Kenner abendländischer Magie und Mystik, in seinem Roman „*Das grüne Gesicht*“. Auch Eichendorff wußte das – sein Gedicht „*Zwielicht*“ warnt vor den schwarzmagischen Verlockungen des Nächtigen mit eindringlichen Worten:

Was heut müde gehet unter,
Hebt sich morgen neu geboren.
Manches bleibt in Nacht verloren –
Hüte dich, bleib wach und munter.

Überall finden wir bei Eichendorff Hinweise auf die intuitive, gleichsam somnambule Art und Weise seines dichterischen Schaffens: „Mein irres Singen hier / Ist wie ein Rufen nur aus Träumen“. „Und es schweifen leise Schauer / Wetterleuchtend durch die Brust“, solche Zeilen besagen deutlich, daß es, um mit Meister Eckhart zu reden, „das Fünklein“ ist, dessen „Wetterleuchten“ den Dichter erregt und weckt. Die

Mystiker aller Zeiten liebten es, dieses Fünkeln zu „schauen“ und zu personifizieren – auf diese Weise kam die mythische Gestalt des „Seelenführers“ zustande, von den Christen mit Vorliebe als Engel, von den Rosenkreuzern als lichtumflossener Meister, als „Elias Artista“, von den Theosophen als „Mahatma“ hellichtig wahrgenommen. Eichendorff läßt in dem balladesken Gedicht „*Letzte Heimkehr*“ den Wanderer, der die fremdgewordene Heimat betritt, von einem schönen Jüngling emporgeleitet werden: „Nun ruh zum letzten Male aus, / Wenn du erwachst, sind wir zu Haus.“

So harmonisch das Gesamtwerk des Dichters auch erscheinen mag, frei von faustischem Ringen ist es doch keineswegs, und man erweist Eichendorff einen schlechten Dienst, wenn man das verschweigt. Er ist nicht bloß der kontemplative Eremit, der in Demut das ewige Morgenrot erwartet, er kann auch Eiferer und Abenteurer sein, wenn es um das Erringen göttlichen Glanzes und himmlischer Herrlichkeit geht: „Wagst du's nicht, draufhin zu stranden, / Wirst du nimmer drüben landen!“

Besonders nachdrücklich muß an dieser Stelle auf sein weniger bekanntes Gedicht „*Memento*“ hingewiesen werden, das den „*Orphischen Urworten*“ Goethes nahesteht und tiefes Wissen um die Abgründe, die sich zu beiden Seiten des magischen Pfades auf-tun, verrät:

So lange Recht regiert und schöne Sitte,
Du schlicht und gläubig gehst in sich'rer Mitte,
Da trittst du siegreich zwischen Molch und Drachen,
Und wo du ruhst, da wird ein Engel wachen.
Doch wenn die Kräft', die wir „Uns selber“ nennen,
Die wir mit Schaudern raten und nicht kennen,
Gebundene Bestien, wie geklemmt in Mauern,
Die nach der alten Freiheit dunkel lauern –
Wenn die rebellisch sich von dir lossagen,
Gewohnheit, Glauben, Sitt' und Recht zerschlagen
Und stürmend sich zum Elemente wenden:
Mußt Gott du werden oder teuflisch enden.

Immer wieder aber ist für Eichendorff unsere Erde nur „*Prima materia*“, wie die Alchymisten sagen, nur Ausgangspunkt, um das Unverwesliche zu erreichen:

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

Dem letzten Sinne nach bedeuten diese Verse genau das gleiche wie der „Chorus mysticus“. Deutlicher wird das noch, wenn wir den Vierzeiler „*Wünschelrute*“ lesen:
Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.

Hier sind wir bereits inmitten der „*Signatura-rerum*“-Wissenschaft, die Paracelsus und Jacob Böhme für unsere Zone gültig formulierten und deren menschheitlicher Sinn abermals ein neues Gewand erhielt in diesem kurzen Gedicht des Träumers von Lubowitz.

Er, der die Wunder ringsumher mit begeisterten Augen zu schauen vermochte, wußte herrlich zu spotten über die Ungläubigen, die Rationalisten und Aufklärer, denen er folgende Worte zuruft:

Du wunderst wunderlich dich über Wunder,
Verschwendest Witzespeile, blank geschliffen,
Was du begreifst, mein Freund, ist doch nur Plunder,
Und in Begriffen nicht mit einbegriffen
Ist noch ein unermessliches Revier,
Du selber drin das größte Wundertier.

Die Seele soll wieder Ströme lebendigen Wassers trinken, soll aufwachen, soll ihre Macht ahnen und benützen zur magischen Verklärung der Welt:

Und du hast es vergessen fast
In deines Kerkers Spangen,
O Menschlein, daß du Flügel hast
Und daß du hier gefangen.

Der Dichter aber ist nicht mehr gefangen, ihn tragen seine Flügel, er nimmt teil an den Mysterien der Schöpfung und vermag dem Urwort selber zu lauschen, wenn er sich fortwendet vom Tageslärm:

Und mit wunderbaren Wellen
Wie im Träume, halbbewußt,
Gehen ew'ge Liederquellen
Mir verwirrend durch die Brust.

Seine alltäglichen Beziehungen zu den Dingen dieser dreidimensionalen Welt fallen zusammen, wenn sein Herz in die Ewigkeit lauscht:

Da fühl ich ein tiefes Entzücken,
Nun weiß ich wohl, was ich will,
Es bauen sich andere Brücken,
Das Herz wird auf einmal still.

Dennoch bleibt Eichendorff, der von der Unzerstörbarkeit des individuellen Seins gäubig und wissend überzeugt ist, weit entfernt von jeglicher Hybris, Gott gleich sein zu wollen, wie wir sie bei vielen Mystagogen der Moderne finden:

Wir wandern schon viel hundert Jahr
Und kommen doch nicht zur Stelle –
Der Strom wohl rauscht an die tausend gar
Und kommt doch nicht zur Quelle.

Oft gemahnt seine seherische Kraft mit reinen Klängen und erlesenen Bildern an Swedenborg, in dessen protokollarisch abgefaßten Berichten seiner Visionen sich ebenfalls Bilder von hoher dichterischer Schönheit finden. Ganz swedenborgisch muten Strophen wie diese an:

Wo mit ihren goldnen Schwingen
Auf des Benedeiten Gruft
Engel Hosianna singen
Nächtens durch die stille Luft.

Der magische Mensch unterscheidet sich vom religiösen Menschen im engeren Sinne unter anderem durch seinen Aktivismus, seinen ungestümen Willen, dem Himmereich Gewalt anzutun und es auf die Erde zu stürzen. Diesen Aktivismus kennt auch Eichendorff:

Von den goldenen Türmen
Singet der Chor,
Wir aber stürmen
Das himmlische Tor.

Das himmlische Tor stürmen zu wollen, diese Haltung der Seele verleitet allzu oft zur Auflehnung und schwarzen Magie. Wie Faust im Studierzimmer, schwankt auch Eichendorffs schwarzer Magier, „*Der Schatzgräber*“, zwischen höllischer Verlockung und warnenden Chören der Engel. Ihn aber rettet keine himmlische Anerkennung des strebenden Bemühens, er geht zugrunde, weil er die seraphischen Stimmen mißachtete:

Wenn alle Wälder schliefen,
Er an zu graben hub,
Rastlos in Berges Tiefen
Nach einem Schatz er grub.

Die Engel Gottes sangen
Derweil in stiller Nacht,
Wie rote Augen drangen
Metalle aus dem Schacht.

„Und wirst doch mein!“ und grimmer
Wühlt er und wühlt hinab,
Da stürzen Steine und Trümmer
Über dem Narren herab.

Hohnlachen wild erschallte,
Aus der verfallnen Kluft,
Der Engelsang verhallte
Wehmütig in der Luft.

Eichendorff aber dürfte nicht Eichendorff sein, wollte er als Gegensatz zu dem unglücklichen Schwarzmagier, den der Teufel holt, den behaglichen, wohlstandigen Spießbürger preisen, der ihm vielmehr ebenso gottesfern erscheint wie jener Abenteurer, dessen Sehnen nach irdischem Golde stand. Eines der schönsten Eichendorff-Gedichte, die Ballade „*Der Unbekannte*“, schildert, wie ein fremder Wanderer ins Dorf kommt, bei einem Bauern Rast und Bewirtung findet und dort von den Wundern der Ferne erzählt. Der Bauer und seine Frau aber wollen den Fremden überreden, im Dorfe ansässig zu werden, zu heiraten und endlich auszuruhen:

Da stand der Wanderer auf, es blühten Sterne
Schon aus dem Dunkel überm stillen Land:
„Gesegn' euch Gott! mein Heimatland liegt ferne.“ –
Und als er von den beiden sich gewandt,
Kam himmlisch Klingen von der Waldeswiese. –
So sternklar war noch keine Nacht wie diese.

Hier haben wir den wahren Magier in Eichendorffs Sinne vor uns, den ewig Sehnsüchtigen, den Liebling Gottes, der auf Erden immerdar Fremdling bleiben wird. Die Sehnsucht nicht nur zum Ausgangspunkt, sondern auch zur letzten Himmelsleiter gemacht zu haben, das ist Eichendorffs große Tat in der Geschichte der Dichtung ebensowohl wie in der Geschichte der weißen Magie – und wenn es unter seinen vielen Gedichten eines gibt, das dieses Geheimnis der Sehnsucht großartiger offenbart als es je vor ihm geschehen ist und je nach ihm geschehen wird, so ist es dies:

Gar viel hab ich versucht, gekämpft, ertragen;
Das ist der tiefen Sehnsucht Lebenslauf,
Daß brünstig sie an jeden Fels muß schlagen,
Ob sich des Lichtes Gnadentür tät auf,
Wie ein verschütt'ter Bergmann in den Klüften
Heraus sich hauet zu den heitern Lüften.

Auch ich gelang' einst zu dem stillen Gipfel,
Vor dem mich schaudert in geheimer Lust.
Tief unten rauschen da des Lebens Wipfel
Noch einmal dunkelrührend an die Brust,
Dann wird es unten still im weiten Grunde
Und oben leuchtet streng des Himmels Runde.

Wie klein wird sein da, was mich hat gehalten,
Wie wenig, was ich Irrender vollbracht,
Doch was den Felsen gläubig hat gespalten:
Die Sehnsucht treu steigt mit mir aus der Nacht
Und legt mir an die wunderbaren Schwingen,
Die durch die Stille mich nach Hause bringen.

Kreuz- und Quersprünge von Eichendorffs Pegasus in den „*Glücksrittern*“

Von Frau Dr. Maria-Johanna von Minkwitz

Es ist ganz auffallend, wie stark wir gerade in den Prosaerzählungen Eichendorffs, sobald wir tiefere Einfühlung ersehen, zu einem zweifachen beschaulichen Spiel unserer Seelenkräfte gelockt werden. Dann hält uns Eichendorff dringlich einen feinen Doppelspiegel vor. Wir können gar nicht anders: wir müssen unbedingt hineinschauen. Es fällt uns nicht schwer, darin die nur leicht umschatteten Züge des Dichters selbst zu erkennen, und daneben auch unser eigenes Bild, nicht strahlend klar, wie wir halb unbewußt wünschen möchten, sondern auf alle Fälle mit einem ganz versonnenen Augenpaar, das den Blick so gern zu leichter Himmelshöhe wenden wollte und gleichwohl an die wogende Erdentiefe gefesselt bleibt. Nebel umwal- den unausgesetzt diesen Traumspiegel, doch bald hier bald dort entrollt sich blitzartig ein Stücklein von Eichendorffs Eigenart. Feinste Züge seines Innenlebens erfüllt die wiedererwachende Daseinskraft. Der Kern dieses goldenen Dichtergemütes spiegelt sich von allen Seiten. Der vertraute Leser erobert schließlich ein fast lückenloses Prisma. Durch die Fülle wechselvoller Schöpferkraft führt den Leser ein steiler, stetig fortlaufender Pfad zum Innentempel, zur „*Cella*“ des Dichters, zu seinem ewig pul- sierenden Herzstrom. Aber dieser Weg, so licht und rein er umflossen, so frei von Dornen und Gestrüpp er auf den ersten Blick erscheint, weist doch viele Krümmun- gen und Zickzacklinien auf. Im Erzählerfelde ist Eichendorffs Pegasus zu manchen tollen Kreuz- und Quersprüngen geneigt. Im schönen Eichendorfflied blieb nirgends recht Raum dafür ... das Sträßlein, das der Erzähler zu wählen beliebt, ist streckenweit auf eigenartigen Steingrund aufgebaut; unter den Hufen seines Pegasus sprühen Fun- ken auf, ehe er plötzlich sein Flügelpaar hebt und um eine Biegung entschwebt. Ur- plötzlich. Wo, wann, wie wird er wieder auftauchen? Scheint er einen Augenblick ganz nahe, so stürzt er sofort wieder weiter, in toller Lust, in rasendem Ungestüm, in rätselhafter Hast, wie gepeitscht von innerer Unrast ...

Dieser jähe Tempowechsel charakterisiert insbesondere die „*Glücksritter*“. Hier über- stürzen sich förmlich die Ereignisse. Nirgends eine schnurgerade Richtung. Alles hüpf,

[Abbildungen: Ferdinand Burchard Freiherr von Eichendorff (1637–1699) der Ur-Urgroßvater des Dichters / Anna Hedwig Freifrau von Eichendorff geb. Matuschka von Toppolczau (1653–1716) die Ur-Urgroßmutter des Dichters]

zuckt, tanzt, tollt und taumelt im Wirbel an uns vorüber, huschend wie ein wunderbares, graziöses, farbenschillerndes Puppenspiel.¹ Hundertfältig spornt uns der Dichter an, im Sattel seines Pegasus den Glücksrittern auf ihrer kecken Jagd Gesellschaft zu leisten, hundertmal fällt unser verzückter Blick auf neues Edelsteingeflimmer am Wegrand. Denn zu diesem Schatzgräberritt heißt es regelrecht aufsitzen, nicht bloß ein Weilchen nebenherlaufen, oder gelegentlich in den Zügel fallen. Solch' ein Ritt, zu rechter Stunde unternommen, wenn der Dichter uns zu sich emporhebt, erfrischt unser dürstendes Gemüt und wirkt nachgerade wie ein Elixir, ein Wunderbalsam, den der Schaffensfrohe nach trüben Stunden trockener Amtszeit an sich selbst erprobt hat. Mit diesem seinem Selbsttrost wird der Dichter ganz absichtslos auch anderen in schweren Zeitlängen zum Seelenarzt.

Der volle Wert dieser bunt schillernden Schmetterlingsflügel läßt sich jedoch noch genauer bemessen, wenn zum impulsiven Eindruck der Lektüre die passende Einreihung und Aufstellung dieses Kleinodes der Erzählungskunst unter den Meisterwerken der Weltliteratur erfolgt. Bei einer solchen Musterung erkennt man erst, wie die „*Glücksritter*“ für ein eigenartiges Genre darstellen. Das ist keine Novelle, das ist keine schlichte Erzählung (die gerade durch ihre Einfachheit oft so hinreißend wirken kann), nein, hier haben wir vielmehr die unmittelbare Ausgeburt eines gottgewollten, begnadeten, glückseligen Stimmungsbildes, das die häßliche Welt einmal wolkenlos verklärt. Es geht nicht anders: wir müssen eine scharfe Grenzlinie ziehen gegen die Gewinne anderer Schatzgräber auf verwandtem Stoffgebiet. Eichendorffs Pegasus trägt Glücksritter von anderem Gepräge als die bunte zahlreiche Schar von Abenteurern, die im Laufe der Jahrhunderte durch die Dichterwelt gezogen sind. Weltfremd oder erdennah, tiefste verlangende Sehnsucht in der Seele, oder rechte Strauchritter, die gar pffiffig realen Gewinn ins Auge fassen. Das erhabenste Bild eines Glücksritters bietet sich in Parzival, insbesondere in der deutschen Dichtung, in der tiefgründigen, deutschseligen Metamorphose von Wolfram von Eschenbach. Weit ab führt die plastische Gestalt des deutschen Meisters von der vermutlichen² orientalischen Geburtsstätte. Das religiöse Motiv sichert dem auf der Glücksfahrt nach ewigem Gut Forschenden eine hochethische Bedeutung für alle Zeiten.

Mit den Nationen und Jahrhunderten wechselt der Glückstrieb und der ihm eng verbundene Hang zu Abenteuern. Mit einem gewaltigen Satz durch Jahrhunderte stehen wir vor dem *Gil Blas* des Lesage. Bei diesem genialen Vagabunden drängen

¹ Man vergl. das Entschwinden Sinkas gleich einer Sternschnuppe im Abenddunkel.

² Nach dem neuesten Ergebnis der Galforschung.

sich unliebsam und störend rein historische Gesichtspunkte, satirische und moralische Tendenzen des Schriftstellers in den Vordergrund. Schwenken wir auf deutschem Boden zu Lessings *Riccaut de la Marlinière*, so schimmert durch die witzige Verspottung des jungen Sekretärs des Generals Tauentzien eine unverkennbar patriotische Absicht. Der französische Glücksritter, eine Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, bedeutet für das noch so jugendfrische deutsche Lustspiel ein Treubekenntnis zum vollen Deutschtum. Aber bei Lesage wie bei Lessing (fern liegt mir natürlich jeder Vergleich der beiden) stehen wir mit beiden Füßen in der greifbaren Wirklichkeit. Eichendorffs Welt in den „*Glücksrittern*“ liegt himmelweit abseits vom Alltagsleben. Sein Pegasus trägt uns hoch hinweg über das betrübliche Dasein mit seinen Verwirrungen, der Geldgier, der Ruhmsucht, des Neides, der Kleinmütigkeit. Seine Welt ist eine Welt des Truges, aber eines schönen Truges. Man folgt willenslos seiner Führung, gleichsam mit verbundenen Augen, und wünscht bis zum Ende der Erzählung keine Ablösung der Zauberbinde. Dieses erfrischende Seelenbad, dem gottlob keine didaktische Essenz eingetröpfelt ist, birgt viel Kunst hinter anscheinender Kunstlosigkeit. Mit einem kühnen Sprung setzt Pegasus mitten in die Historie hinein: in eine der trübsten Epochen des deutschen Volksgeschehens, in die Nachwehen, die das dreißigjährige grimmige Wüten des Kriegsgottes nach dem westfälischen Frieden unserm aus tausend und abertausend Wunden blutenden Vaterlande zurückgelassen hatte. Wer nennt die fremden Horden, die einmütig in den Eingeweiden unseres armen Vaterlandes gewütet hatten? Frau Historia hat mit schneidigem Griffel ihrer ehernen Gedächtnistafel Kriegsgreuel über Kriegsgreuel eingeprägt – aber man staunt, was für launige Arabesken Eichendorff auf die Rückseite dieser Tafel gekritzelt hat. Nirgends frivol, eher wie im Märchenton eint sich sein Fagott mit dem grollenden Grundbaß der vaterländischen Erschütterung. Echter launiger Schelmgeist, wie ein zum Romantiker umgeschaffener Till Eulenspiegel, bricht überall hervor, der schönste Beweis, daß von jeher die unerschöpfliche quellfrische Jugendkraft im deutschen Volksbaum munter weiterkreist, selbst in trübsten politischen Tagen. Wo eine trübe Seite des geknickten Volkstums auftauchen möchte, setzt alsbald Eichendorffs Humor kräftig und doch auch wieder harmonisch gedämpft ein. Er hält das volle Menschenleben allzeitig und allseitig mit starkem Griff fest. Menschenleere Wüstenei in Tausenden von deutschen Ortschaften mit grasüberwucherten Straßen und Plätzen bekundete die trostlose Zernichtung der geliebten Heimat. Wer hätte sich zu freuen gewagt, wenn ein neues Menschenkind zu diesem Bettlerdasein die Äuglein öffnete? Trotzdem hat uns Eichendorff eine Wochenstube vorgezaubert, die den töd-

lichen Ernst der schweren Stunde des Weibes mit einem rosigen Schimmer gesteigerten Lebenswillens verklärt. Drollig wirkt der Eindruck des armen werdenden Familienvaters, der in der Eile aufgeraffte Kleider von abgezogenen Kriegsleuten verkehrt angezogen hat. Sein Anblick löst ein zwerchfellerschütterndes Lachen seines jungen Weibes aus, das in dieser unvermuteten Heiterkeit einem Söhnlein, einem künftigen Glücksritter, das Leben schenkt. Unwillkürlich wird die Erinnerung wach an Anatole Frances verwandte Schilderung: *ma mère me fit en chantant*. Lichte Freude erhellt zum Schluß den ärmlichen Raum.

Besonders geglückt ist die Zeichnung des verbummelten Studenten Suppius, der trotz seines verfehlten Lebensganges noch soviel Weisheitsdünkel besitzt, einem jungen geistesverwandten Vagabunden gute Lehren aufzutischen, wie er Erfolg und sichere Lebensstellung erlangen mag. Es ist so leicht, anderen gute Lehren zu geben, denkt man unwillkürlich.

Immer neue Schönheiten der *Glücksritter* fordern zur Bewunderung auf. Dieser Stil, ein sprudelndes, purzelndes, kollerndes Übereinander, gleichviel ob Klarinett vom Baumast in den Blütengarten hereinschneit, oder der groteske Riese Suppius die Stadthäscher von ihm abwehrt.³

Dazu die Gleichnisse, so farbenprächtig, so treffend den Situationen angepaßt: „wußte er in der Finsternis nicht recht, wo eigentlich Fortunas Haarzopf flatterte, so hatte er ihn doch fast schon erwischt.“ Der galante Suppius zog in seinem Goldbrokat wie ein ungeheurer Johanniswurm durch den finsternen Garten.

Als beschreibendes Meisterwerk wirkt die Tischscene, deren gediegene Pracht mit dem tölpisch-linkischen Gebaren der beiden Strauchritter in erklärlichem Gegensatz steht...

Das Reizvolle nimmt kein Ende. Der Dichter hat in den „*Glücksrittern*“ seinen Pegasus mit gar drolligen Kreuz- und Quersprüngen den Ritt ins blaue Wunderland der Romantik mit verhängtem Zügel vollführen lassen. In das anscheinende Traumbild klingt ein heller Fanfarenruf als Mahnung an die philiströsen Nutzemacher:

„Ja, Wald und Rehe, als wenn alles nur so zum Einheizen und Essen wäre.“

Dankbar begrüßen die Eichendorff-Verehrer die Tat des „Theaters der Jugend“ in Berlin, die *Glücksritter* dramatisiert den breiten Volksmassen ans Herz zu legen. Die kleine Prosaperle ist uns durch diesen Versuch noch lieber geworden.

³ Halle muß in der Jugendzeit Eichendorffs noch deutliche, wenn auch vereinzelte Spuren des dreißigjährigen Krieges aufgewiesen haben. – In des Dichters Aufzeichnungen: *Halle und Heidelberg* findet sich die Schilderung eines Studentenulkes, der an die „*Glücksritter*“ erinnert: „Die Häscher warfen ihre Bleistifte (mit Fangeisen versehene Stangen), in den verwickelten Knäuel...“

Eine kritische Betrachtung über den Eichendorffverkünder Fouqué unter besonderer Berücksichtigung des *Sintramromans*

Von Otto Demuth

Über Baron de la Motte Fouqué hat die Wissenschaft bis heute kaum ein abschließendes Urteil gefällt. Was über seine Werke in den verschiedenen Darstellungen zu lesen ist, wirkt höchst widerspruchsvoll. Wohl würdigt man den Verfasser des „*Zauberringes*“, der Märchennovelle „*Undine*“, des *Sintramromans*, des Märchens von „*Schön Irsa*“, der Novelle „*Erdmann und Fiametta*“ neben den besten Schriftstellern des romantischen Zeitalters, gleichzeitig aber wirft man ihm – man denke an die Werke, die er seit 1818 geschaffen hat – gleich einem Kotzebue auf dramatischem und Cramer, Spieß und Vulpius auf erzählendem Gebiete bis in die jetzige Zeit alle Schwächen einer seichten Unterhaltungsliteratur vor.

In Wirklichkeit ist in Fouqués Dichtungen ein Bruch, welcher derartig auseinandergehende Urteile rechtfertigte, in dieser Schärfe gar nicht vorhanden. Es handelt sich vielmehr darum, daß es Fouqué in einigen Werken gelungen ist, über die Schranken von Kunstrichtung und Zeitgeschmack hinauszuwirken, während andere Werke nur auf den Beifall seiner engeren Zeitgenossen beschränkt blieben. Daß von einem jähen Bruche innerhalb seines Dichtens nicht die Rede sein kann, geht schon daraus hervor, daß außer den Werken seiner Blütezeit (1810–15) auch umfangreiche Altersromane wie der „*Refugie*“ und „*Abfall und Buße*“ noch den Beifall vieler moderner Leser finden

In den Tagen, da die Verehrer Eichendorffs in Wehmut und Trauer des verstorbenen Dichterenkels Karl von Eichendorff gedenken, der mit außergewöhnlicher Hingabe das geistige Erbe des großen Schriftstellers betreute, erscheint es mir nur recht und billig, in einem Aufsatz auch jenes Mannes zu gedenken, der, als Joseph von Eichendorff zu dichten anhub, dessen erfolgreicher „erster Herold“ gewesen ist. Wohl hatte es Friedrich Schlegel selbst versucht, seinem Schüler, der die Problematik und Sendung der Romantik so viel verheißend erfaßt hatte, durch entsprechende Empfehlung die Aufmerksamkeit der Lesewelt zu sichern. Aber der Brief (vgl. *Eichendorffbiographie*, Kosch, 82), gerichtet an den einflußreichen Breslauer Kulturhistoriker Büsching, hatte keinen Erfolg. Da trat Fouqué auf den Plan. Was dem gemeinsamen Führer und Lehrer nicht gelang, brachte der um 11 Jahre ältere Weggenosse Eichendorffs zuwege. Trotzdem er wie

könnten. Die Werke Fouqués sind in Stil und Form nach dem ersten Eindruck immerhin so einheitlich, daß man eher jedes einzelne als Teil eines großen Ganzen ansehen könnte, nimmermehr aber eine ganze Reihe von Werken geradezu aus dem einheitlichen Schaffen Fouqués ausscheiden darf. In den beiden romantischen Jahrzehnten unserer Literatur fiel es im „Lesepublikum“ kaum jemandem ein, derartige scharfe Unterscheidungen in Fouqués Dichtungen herauszufinden. Damals begeisterte man sich fast in der gleichen Weise an der wunderbaren Mischung des Natürlichen und Phantastischen, wie sie sich in den klassisch gewordenen Märchen kundgibt, wie an den für unser Empfinden oft allzu frömmelnden späteren Romanen, deren phantastisches Gemisch von Nordlandsreckentum und ritterlichem Mittelalter die heutige Lesewelt abzulehnen pflegt.

Fouqué ist in seiner Art gleich Eichendorff ein Vollender der Romantik, wenn auch die Art, wie er sie vollendet hat, nicht so vollkommen und glücklich ist wie bei dem jüngeren Oberschlesier. Auch Fouqués Werke stellen im allgemeinen eine Entsprechung zu jenen späteren Formulierungen der romantischen Kunstaufgaben dar, wie sie die Brüder Schlegel auf Grund der Schellingschen Schönheitslehre und A. Müllers universeller Grundsätze in Berlin und Wien in programmatisches Gewand gefaßt hatten. Nach wenigen Versuchen in der Dichtkunst gelingt es dem Romantiker aus der Mark, wo sich romantische und Verstandskultur seit je die Waage gehalten hatten, den „Dualismus der Romantik“ zu überwinden. Fouqué verstand es frühzeitig, gegenüber dem formgefährdenden Wesen der älteren Romantik sein Kunstverhalten so einzurichten, daß sich in seinem Dichten alsbald Phantasie und ordnender Verstand gewissermaßen im Gleichgewichte befanden. Seine Werke übertreffen daher diejenigen seiner romantischen Kunstgenossen an Eindrucksfähigkeit, Gliederung und wohlgeordnetem Aufbau.

Wenn die frühere Fouquékritik im großen und ganzen die unleugbaren formellen Vor-

der jüngere Freund durch die Teilnahme an den Befreiungskriegen in der dichterischen und literarischen Arbeit gestört war, übernimmt er das Manuskript des Jugendromans „*Ahnung und Gegenwart*“, überarbeitet es sogar in gewissem Sinne, kontrolliert die Drucklegung und setzt sein Erscheinen nach allerhand Verzögerungen bei J. L. Schrag / Nürnberg, im Jahre 1815 durch. Als Herold des Dichters bewährt er sich aber auch nachher noch des öfteren. Zwischen den Jahren 1816 und 1819 veröffentlicht Fouqué in den Bänden des „*Frauentaschenbuches*“ zahlreiche Eichendorffsche Lieder, im Jahre 1819 die Novelle „*Das Marmorbild*“; im Jahre 1819 ruft der „*Herold*“ sogar Eichendorffs Bruder zur literarischen Tat auf, indem er ihn in einem gar bezeichnenden Briefe bittet, die „*Liedesscheu*“ endlich abzulegen.

Persönlich kennen gelernt haben sich Eichendorff und Fouqué erst während der Mobilisierung

züge des Dichters so wenig beachtet hat und in Bezug auf den neueren Roman nur den Engländer Scott als Wegbereiter gelten läßt, so rührt diese Erscheinung daher, daß seit den Tagen Fouqués von den Dichtern ein vom Grund aus geändertes Verhältnis von Dichtung zu Leben gefordert wird.

Einem zweiten Schöpfer gleich (Fichte) schuf sich der Romantiker seine dichterische, das Universum widerspiegelnde Welt, unbekümmert darum, ob die Fäden zahlreich waren, die sie mit Leben und Erfahrung verbanden. Innerhalb dieser Welt tummeln sich kaleidoskopartig Handlungen, Bilder und Motive, huschen Charaktere und Schicksale wetterleuchtend am Leser vorbei. Keines der genannten Kunstelemente war um seiner selbst willen da, jedes diente als Ausdrucksmittel, die freiwaltende Phantasie des Dichters sprechen zu lassen. Diesem Kunstbewußtsein entsprach auch Fouqués romantisches Dichten; nur daß bei ihm die Ansprüche der schönen Form entschiedene Beachtung finden. Und hiezu kommt noch der weitere sehr wesentliche Vorzug, daß ihm einerseits mitunter recht gute Charaktere und Motive fast im Sinne der neueren Ästhetik gelingen, andererseits sich auch seine dichterische Welt bisweilen modernen Vorstellungen und Empfindungen anpaßt wie zum Beispiel in „*Undine*“, worin er das Wasser als eines der Naturelemente ins menschlich Handelnde und Lebende hinüberzuführen versteht.

Im romantischen Zeitalter genügten die erreichten schönen äußeren Formen, um unseren Dichter zum Liebling des Lesepublikums zu machen. Wohl gefielen auch damals dem natürlichen Kunstempfinden jene Werke am meisten, die seitdem den Wandel des Geschmacks überdauert haben, niemand aber stieß sich an den historisch untreuen Ritterromanen des Dichters mit den ins Unglaubliche gehäuften Heldentaten konventioneller und vielfach schattenhafter Gestalten. In ihrer Anlage entsprachen sie eben dem romantischen Lebensempfinden jener Tage. Noch hatten Germanistik und Geschichtswissenschaft nicht ihr befreiendes Licht leuchten lassen. Die Fouquéschen Heldenromane verbreiteten mit ihrer Stimmungspoesie gleich denen Ticks und Har-

des Lützowschen Freikorps. Vorher, im Jahre 1812 hatten sich lediglich ihre Gedichte ein trautes Stelldichein in Kerners „*Deutschem Dichtervalde*“ gegeben, an welches sich unter Vermittlung Loebens der herzliche Briefwechsel der beiden Männer anschloß. Die Weggemeinschaft dauerte bis etwa 1820, d. h. bis zu dem Zeitpunkte, da Eichendorff als unbeirrbarer Anhänger der realistischen Tendenzen Friedrich Schlegels auch den Freund als Verkünder der geforderten „wachen, unmittelbaren, energischen und patriotischen Poesie“ im Sinne Friedrichs auffassen konnte. Die Wege des Brandenburgers und des Schlesiers mußten sich trennen, als die Dichtung Fouqués aufhörte, in unmittelbarer Beziehung zum nationalen Leben einer neuen Zeit zu stehen und als er selbst, da seine geistige und künstlerische Entwicklung eben zum Stillstand gelangt war, zu „jener spielenden, müßigen, träumerischen Phantasiedichtung“ zurückgelangt war, die

denbergs den gewünschten Duft der blauen Blume. Niemand belächelte sie wegen der Mängel, die man ihnen heute vorwirft.

Heute, wo man von einer liebevollen Betrachtung des Lebens auszugehen gewohnt ist, bestehen naturgemäß nur jene Werke Fouqués, welche die erwähnten engeren Beziehungen zu Natur, Erleben und Wirklichkeit in Handlung, Charakteren und Motiven aufweisen. Es sind die oben erwähnten Schriften, die in den neueren Ausgaben des Dichters abgedruckt sind. Im „*Zauberring*“ versuchte Fouqué nach Nadler innerhalb einer großen, über ganz Europa verbreiteten Geschlechterfolge die fortwirkende Macht germanischen Blutes zu zeigen. Der Schönheiten Undinens wurde schon oben gedacht. Im *Sintramroman*, den wir besonders würdigen wollen und in dem über Dürers Stich „*Ritter, Tod und Teufel*“ der mystische „*miles christianus*“ Heinrich Seuses nochmals in ein schöpferisches Bild ausläuft, scheinen wie im Brennpunkt eines optischen Instrumentes alle Lichtseiten Fouqués vereinigt zu sein.

Einige wichtige Einzelheiten aus dem Leben Fouqués mögen dazu beitragen, die Eigenart des *Sintram*dichters zu erhellen. Unter den Privatlehrern des Knaben, der im Schatten des Domes der altehrwürdigen Stadt Brandenburg heranwuchs, gewann Hülsen, der spätere Mitarbeiter Friedrich Schlegels am Athenäum, den größten Einfluß. Im Verlaufe seiner Jugend lernte Fouqué einen großen Teil der an geschichtlichen Erinnerungen überreichen Mark kennen. Der Burgenschauer wurde frühzeitig ein Erlebnis für ihn. Schon damals lockten ihn Klopstocks nordische Träume und Stolbergs junkerliche Frische. Der Jüngling fand Gefallen an Veit Webers Darstellungen des Mittelalters. Noch während seiner aktiven Militärzeit – um die Jahrhundertwende – hatte er Herder, Jean Paul, Kant, Fichte, die Gebrüder Schlegel, Italiener, Engländer und Spanier in sich aufgenommen und sich die Bildungskräfte der Romantik angeeignet.

Die Zeit zwischen 1807 und 1810 ist – bei Eichendorff gilt fast das gleiche – die bedeutungsvollste für das Ausreifen seiner Kunst. Unter dem Eindruck der für das

gerade die Schlegel einst so sehr gerügt hatten. Wie die moderne Kritik, so hat auch Eichendorff Fouqués „*Held des Nordens*“, die „*Vaterländischen Schauspiele*“, von denen sich manche Brücke zu Kleist schlagen ließe, „*Undine*“, „*Sintram*“, die „*Dramatischen Dichtungen für Deutsche*“, den „*Zauberring*“ und die früheren lyrischen Dichtungen hoch geschätzt. Mit „tiefer Rührung hätte er sich an jener Dichtung erlabt“, schreibt er im Jahre 1817. Von dem späteren Fouqué muß auch er, ebenso wie es etwa Karl Borromäus v. Miltitz und Auguste v. Miltitz, die Schloßherren von Scharfenberg a. d. Elbe, getan haben, vom Standpunkte des Künstlers abrücken. Auch Eichendorff läßt in seiner „*Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*“ über Fouqué das Wort von dem die neue Zeit und die neuen Anforderungen verträumenden „Don Quixote der Romantik“ fallen, aber er ist sich der Tragik bewußt, die das Leben dieses

deutsche Volk so unglücklichen Schlacht bei Jena wurde es Fouqué klar, daß dem Romantischen, wie es bisher in überwiegend ästhetisch-erfahrungsfremdem Sinne gepflegt wurde, das Verhältnis zur tätigen Gegenwart fehle. Er suchte daher ähnlich wie seine Heimatgenossen Kleist und Arnim und kurz darauf unser Eichendorff seine Romantik völkisch zu vertiefen und mittels formvollendeter und ausdrucksfähiger Werke hervorzutreten. Diese Sehnsucht führte ihn natürlich von neuem zu ernstern Studien der großen romantischen Probleme. Von seinem Landsitze Nennhausen aus wandte er sich wieder den romantischen Theoretikern zu, die ebenfalls schon längst das Bedürfnis verspürt hatten, ihr System der ersten Zeit anzupassen. Die Schlegel lehrten ihn jetzt unter Hinweis auf A. Müllers Organismusedanken, den formzerstörenden Dualismus des romantischen Kunst- und Lebensbewußtseins zu überbrücken, sie vertiefen im nationalen Sinne seine Auffassungen vom Mittelalter und stellen die religiös-mystischen Neigungen des Dichters in den Dienst der vaterländischen Idee. Was bisher mehr eine heitere Vorstellungswelt Fouqués war, wurde jetzt zu einer Welt trutziger Gesinnung umgeschmolzen. In den Dienst der nationalen Befreiung gestellt, rückte seine Poesie in die unmittelbare Nachbarschaft der Freiheitsdichter, darunter Eichendorffs. Damals entschließt er sich, seinen Deutschen die Herrlichkeiten der nordischen Sagenwelt in Epen und Dramen vorzuführen. Ganz allgemein war in Deutschland die Begeisterung für den Dichter, der in kritischer Zeit seinem Volke den in zahlreiche Kultursprachen, ja sogar ins Arabische übersetzten „*Zauberring*“ (1812) und als Gegenstück den „*Sintramroman*“ geschenkt hatte. Weitum erfreut er sich der Achtung seiner Kunstgenossen. Der junge Eichendorff läßt sich von Fouqué, der somit überaus „rasch“ den „Gipfelpunkt“ seiner Entwicklung erreicht hatte, die Vorrede zu seinem Erstlingsroman schreiben. Sächsische Dichter bemühen sich um eine dauernde Arbeitsgemeinschaft mit ihm. Wir werden noch hören, in wie hohem Ausmaße der *Sintramroman* auch autobiographisch ist, insofern der Gruppe *Sintram*, Folko, Gabriele die Menschen Fouqué, Karl Borromäus und Auguste von Miltitz entsprechen.

Seit dem Jahre 1816 bemerken wir eine Rückentwicklung in Fouqués Kunst. Die

so anlehnungsbedürftigen und dann doch so vereinsamten Dichters begleitete. Die Dankbarkeit, die er für seinen einstigen „Herold“ empfindet, kommt jedenfalls in den überaus schönen und treffenden Schlußworten aus jenen Ausführungen über den Dichter zum Ausdruck: „Für uns aber hat es etwas peinlich Rührendes, den greisen Dichter, wie einen abgedankten Tragöden nach längst vollendetem Schauspiel noch immer zwischen den verlöschenden Lampen in seiner alten Rüstung rumoren zu sehen, als wäre eben noch alles ringsumher wie in seiner fröhlichen Jugend. Friede und Achtung seinem Andenken, wie allen, die es redlich meinen!“

[Abbildungen: Johann Rudolf, Freiherr von Eichendorff (1687-1750), der Urgroßvater des Dichters / Anna Margarethe Freifrau von Eichendorff geb. Smerowska von Lidkovic (1692-1744), die Urgroßmutter des Dichters]

Fäden, welche seine Werke mit den Anliegen der Zeit, mit Erleben und Wirklichkeit verbunden hatten, lockern sich. Die Verwendung von abgebrauchten Motiven mehrt sich in den seit diesem Zeitpunkte erscheinenden Werken. Die Unfähigkeit, sich von seinen hyperfeudalen Überzeugungen loszulösen, veranlaßte ihn, eigensinnig an jenen mittelalterlichen Vorstellungen, wie er sie sich auf vorwiegend subjektive und die „Fortschritte“ der Geschichtsforschung je länger je mehr „ignorierende“ Weise gebildet hatte, festzuhalten und dieses Mittelalter auch weiterhin einem immer kleiner werdenden Kreise von Getreuen als Idealbild vorzuhalten. Von einem unmittelbaren Wirken auf das nationale Leben im Sinne der früheren Anregungen der Schlegel, Müllers und Arndts kann daher in seinen späteren Werken nur gelegentlich die Rede sein. Was an Fortschritten gegenüber der älteren Romantik übrig bleibt, ist wohl nach seinem Ausscheiden aus der Wirksamkeit des aktuellen Dichters lediglich die Überwindung des Dualismus, jenes polaren Schwebens zwischen Einheit des Ichbewußtseins und Fülle des Welterlebens, „in der Form“ der Dichtung. „Für müßige Stunden“ heißt bezeichnender Weise die neue Vierteljahrszeitschrift, in welcher Fouqué seit 1817 seine wohlaufgebauten, an wirkungsvollen Motiven und Charakteren aber meist armen Märchen, Legenden, Idyllen, Träume, weltscheue Wunderbücher, Kindermärchen und Erzählungen aus der Geisterwelt herausgibt. Auch im weitergepflegten Ritterroman gehört es in der zweiten Schaffensperiode Fouqués zu den Ausnahmen, wenn originelle Motive und menschlich leidende und wollende Charaktere vorkommen. Ein Erfüller der Romantik wie Eichendorff, von Schlegel wie dieser zu jener Aufgabe ausersehen, war Fouqué in seiner Entwicklung nach kaum zehnjährigem nützlichem Kunstschaffen zum Stillstande gelangt. Er besaß im Gegensatz zu dem Dichter, den er verkündet hatte, nicht die Anlage, in unmittelbarer Lyrik sein zweifellos reiches Innenleben darzustellen. Es fehlte dem Epiker und Dramatiker jenes Verhältnis zur Natur, welches der Entwicklung des Schlesiers einen so folgerichtigen und harmonischen Verlauf durch die vielen Jahrzehnte seines Lebens hindurch verliehen hat.

Der Roman „*Sintram und seine Gefährten*“ erschien im Dezemberheft von Fouqués Vierteljahrsschrift „*Die Jahreszeiten*“. Über die Entstehung des kurzen Romans gibt der Dichter selbst an, daß ihm zwischen 1808 und 1811 sein Berliner Freund E. Hitzig den Dürerstich „*Ritter, Tod und Teufel*“ geschenkt habe. Hitzig habe ihm nahe gelegt, aus dem Dürerstoff eine Ballade zu schaffen; er sei zwar diesem Verlangen nie nachgekommen; er habe aber Jahre hindurch in Krieg und Frieden das Bild vom sieghaften christlichen Ritter in seinem Innern festgehalten, bis es sich zu den Gestalten

und Handlungen des fertigen Romanes ausgestaltet habe. Die Niederschrift des Romanes fällt, wie sich aus dem Briefwechsel Fouqués mit B. v. Miltitz nachweisen läßt, in den Herbst des Jahres 1814.

Schon die lange Zeit des Ausreifens ist für den Roman von höchster Bedeutung, zumal, wenn wir daran denken, daß langes Ausreifenlassen gerade bei Fouqué selten festzustellen ist. Auch der Umstand, daß sich der Dichter in der Werdezeit seines Romanes mit Rücksicht auf die Dürergestalten nicht nur dem Spiele der eigenen Phantasie hingeben konnte, sondern verhalten war, sich in die Natur außenstehender Wesen zu versenken, förderte unser Kunstwerk. Die objektiven Züge, welche die Hauptpersonen des Romans auszeichnen, die wirkliche Leidenschaft und psychologische Entwicklung Sintrams erklären sich aus dem angedeuteten künstlerischen Verhalten des Dichters.

Durchaus wohl gelungen sind unter diesen günstigen Entstehungsverhältnissen Aufbau und Gliederung des Werkes. Obwohl auch im „*Sintram*“ ein großer Teil der romantisch ritterlichen Motivenwelt Fouqués widerklingt, ist jedes der in sich abgeschlossenen Kapitel dem beherrschenden Hauptmotiv untergeordnet. Wir finden kaum eine Seite, in der nicht gezeigt würde, wie die Menschheit, verkörpert in Sintram, gegen das Böse kämpft und wie sie den Kampf gegen Tod und Teufel durch härteste Selbstzucht gewinnen kann. Der Roman ist wie Goethes „*Wilhelm Meister*“ und Eichendorffs Romane als Entwicklungsroman angelegt, er erschöpft aber gleichzeitig das Schicksal einer ganzen Familie und streift den Liebes- und Schlüsselroman in den Abschnitten, wo von der Leidenschaft Sintrams für Gabriele (Auguste von Miltitz) die Rede ist. – Zunächst wird der Leser in die Verhältnisse eingeführt, wie sie in Björn Glutauges Familienkreise herrschen. Wir sehen den jungen Sintram in seiner Raserei gegen Gott, aber auch in den gewinnenden Seiten seines Doppelwesens; wir erfahren, daß die himmelschöne Mutter Verena den Schleier genommen hat und wie alles die Folge eines väterlichen Fluches gewesen ist. Mit der Einführung Folkos (Borromäus v. Miltitz) und Gabrielens beginnt die eigentliche Handlung. Der Gegenüberstellung Sintrams zu diesem Paare verdankt unser Kunstwerk seine Führung zur Höhe, seinen Abstieg zur Lösung, epische Abrundung und Fülle. Unter dem Einflusse dieses Paares – man denke an eine zart verhüllte, hochpoetische Darstellung von Fouqués Freundschaft zu dem gräflichen Paare auf Schloß Scharfenberg bei Meißen –, aber besonders unter dem Einfluß der ritterlichen Frau, entfaltet sich Sintrams Wesen nach der guten und schlechten Seite – Fouqué nimmt hier die Vorliebe Victor Hugos für die Darstellung der grotesken und sublimen Seite des Menschen vorweg –, bis das Gute die Oberhand gewinnt. Kleinmeister, der spukhafte Teufelsgefährte Sintrams, darf fast hoffen, sein Zögling

werde nach des Trojaners üblem Beispiel Gabriele – entführen. Aber auch die christlich-ritterlichen Tugenden Sintrams sind gewachsen; im ritterlichen Kampfe schlägt er des Teufels Doppelgänger nieder und verdient sich den Rittersporn und den Ehrenkuß der Herrin. Damit ist der Gipfelpunkt der Erzählung erklommen. – Aber die Wogen in der Seele des Helden sind noch nicht genug geglättet; sie türmen sich nochmals auf, als Sintram von dem Abreiseplan Folkos und Gabriels erfährt. Mit einem Schlage bekommt der Böse wieder Gewalt über ihn. Im Einverständnis mit Kleinmeister verhindert Sintram durch Heraufbeschwörung des wundervoll geschilderten Seesturms die Abreise der Freunde; er zögert, dem bei der Bärenjagd verunglückten Montfaucou sofort beizuspringen; nochmals hofft er in einem Augenblick der Schwäche auf den Besitz der schönen Frau. Obwohl die Darstellung dieser Rückfälle einen ziemlich breiten Raum innerhalb der Erzählung einnimmt, schreitet die Läuterung Sintrams trotzdem unter schweren inneren Kämpfen fort; dafür zeugt das Benehmen Kleinmeisters, der es im entscheidenden Augenblick nicht wagt, Sintram zu veranlassen, dem Freiherrn zum Sprunge vom Felsen herab zuzureden. Dies beweist die leidvolle Reue, der sich unser Held auf der einsamen Steinburg hingibt. Im 25. Kapitel ist die innere Entwicklung Sintrams zum Besieger der teuflischsten Mächte abgeschlossen. Der Sohn befreit auch den Vater mit dem Zeichen des Kreuzes von den Heimsuchungen des Teufels. Ungezwungen kann als erhabene „Krönung“ des Ganzen die „streng“ an den „Holzschnitt Dürers“ angelehnte Schilderung des Triumphrittes zwischen Stammburg und Drontheimburg erfolgen. Dabei ist diese Schilderung, an welcher Dürer selbst seine helle Freude hätte haben können, insofern „enge“ mit der Romanhandlung verknüpft, als jener Ritt den faustischen Entschluß des Helden vorbereitet, sich in der Wirklichkeit des Lebens einen Platz zu erobern und Vater und Mutter innerlich versöhnt zusammenzuführen. – Der Roman – echt deutsch, weil er im Sinne Luthers, Lessings, Goethes, Hölderlins, Nietzsches ein „Roman des Werdens“ ist – weist eine einzige Nebenhandlung auf. Selbst hier ist es dem Dichter gelungen, alles, was sich auf das Schicksal und Auftreten des Wallbruders Weigand bezieht, mit starken, individuellen Zügen zu zeichnen und doch wieder so, daß die ganze Weigandhandlung, so sehr sie mit eigenem Kern versehen erscheint, nicht aufhört, Gerüste am vollkommen durchsichtigen Kunstbau des ganzen Werkes zu sein. – Besondere Anerkennung verdient die Art und Weise, wie Fouqué die „Gefährten“, den Tod und den Teufel, auftreten läßt. In ihrem Kostüm entsprechen sie den Spukgestalten Dürers, in Auftreten und Einführung etwa den Gespenstern, wie sie Freund Apel in seinem kurz vor Sintram erschienenen „*Gespensterbuch*“ vorgeführt hatte. Unter Verwendung des Doppelgänger-

motivs, das den Teufel einmal als kämpfenden Ritter und den Tod in Gestalt des Wallbruders vorführt, zwingt der Dichter den Leser, auch bei diesen Gestalten zu verweilen, und mildert damit den allegorischen Eindruck, den man sonst von diesen Figuren davontrüge. Sehr glücklich weiß er nach L. Jeuthe gerade von diesen Gestalten, die einer verstandesmäßigen Betrachtung entrückt sind, den hohen poetischen Stimmungsgehalt des auch sprachlich sehr schönen Romanes ausgehen zu lassen.

Groß ist die nationale Bedeutung des *Sintram*romans. Er ist wahrhaftig ein „gesättigter“ Ausdruck für die Beziehungen der damaligen Generation junger Vaterlandsverteidiger zu Gott. Das Ringen Sintrams gegen Tod und Teufel veranschaulicht nicht nur eine ins Literarische verpflanzte Vorstellung Dürers. Sintram wächst bei Fouqué im Sinne Kleists und aller Romantiker, die an den Freiheitskriegen teilgenommen haben, zum Symbol des sich erneuernden und bei Leipzig endlich siegenden Volkes empor. Seine Feldzugerlebnisse, sein Zorn gegen Napoleon, den er in jenen Tagen nationaler Erregung mit dem „Geist der Hölle“ zu vergleichen pflegte, haben mitgeschwungen, um gerade diesem Werke Leidenschaft und innere Lebenswahrheit in so hohem Grade einzuhauchen.

Was das Verhältnis Fouqué zu Eichendorff anbelangt, so wollen wir, eingedenk der hohen Werte, welche Fouqués Werke in jener Zeit, da er sich Eichendorff näherte, besaßen, für immer festhalten, daß sich damals ein im Augenblick noch „überlegener“ Kamerad in echter Freundschaft, die sich auch im Feldzuge bewährte, dem jüngeren Kameraden als „Herold“ zur Verfügung stellte. Als „*milites christiani*“ dachten und dichteten sie beide, Fouqué als Verfasser des *Sintram*, der jüngere Eichendorff schon in „*Abnung und Gegenwart*“, ausgeprägter aber in seinen Liedern, die unter dem Einflusse der kriegerischen Ereignisse aus seiner Seele strömten.

Eichendorff und Holtei

Von St. R. Dr. Ewald Reinhard

Holteis Erzählung von seiner ersten Begegnung mit dem großen Romantiker wirkt wie die farbige Initiale in einem mittelalterlichen Codex und steht daher nicht mit Unrecht am Eingang einer Studie, welche der Charakteristik ihrer Beziehungen gewidmet ist.

„Zu dieser Zeit, am letzten Tage des Jahres 1819“, so erzählt Karl von Holtei in seinem Erinnerungswerke *„Vierzig Jahre“*,¹ „empfang ich eine Einladung, den Abend bei Heinke zuzubringen. Ich fürchtete, dies würde eine direktorialische Abfütterung der Theaterherde sein, wie dergleichen bei den dirigierenden Kaufherren quartaliter Mode waren und wie ich dieselben dort bereits refüsiert hatte. Beim Dramaturgen wäre dies nicht durchführbar gewesen – und ich entschloß mich zu gehen. Wen aber fand ich? Einen großen belebten Kreis bedeutender und geistreicher Personen, gemischt mit den Verwandten der Familie – und vom ganzen Theater niemand, außer mir. Es war, als ob der Mann, der mir diese Auszeichnung erwies, hätte sagen wollen: seht Freunde! ich habe keinen Schauspieler eingeladen, keinen, auch unsere besten nicht! Sie gehören nicht zu meinem geselligen Umgang. Aber diesen armen, verlassenen, aufgegebenen Anfänger, ihn, den eine ganze Stadt verleugnet und verdammt, ihn, den jeder tadelt, den ich weiter nicht kenne, als in seiner schwärmerischen Neigung fürs Theater, der mir wie ein träumendes Kind in die Hände lief und sich willenlos meiner Führung mit kindlichem Vertrauen hingab, – ihn hab’ ich heute hierher kommen lassen, damit er beim letzten Glockenschlage dieses für ihn so traurig hinabsinkenden Jahres nicht allein sei, damit er, wenn ich ihm die Hand reichen und mit ihm anstoßen werde, einen neuen Atemzug wage und getröstet ins and’re Jahr trete! – Anfänglich fühlt’ ich mich trotz aller Freundlichkeit des Wirtes sehr verlassen und zog mich in ein leeres Gemach, wo ich, in einen Winkel gerückt, bitterlich weinte, mehr aus Dankbarkeit und Rührung, als aus Wehmuth, obwohl auch diese nicht fehlte. Da trat ein Mann zu mir, älter als ich, aber auch noch jung, sprach mich freundlich an und sagte manch’ tröstendes Wort. Seine Sprache klang weich und sanft. Ich fühlte mich lebhaft zu ihm gezogen.“

¹ Karl von Holtei: *Vierzig Jahre*. Breslau 1898. 4. Aufl. I S. 427.

Wir unterhielten uns sehr lange, während in den anderen Räumen gesellige Spiele lärmten. Als wir zur Gesellschaft zurückkehrten, bat ich um meines neuen Freundes Namen. – Es war Joseph Freiherr von Eichendorff.“

Gewiß sind in diesen Erinnerungen, die der berühmte Komödiendichter und Sänger fast ein Menschenalter nach dem wirklichen Ablauf der Geschehnisse verfaßt, die Kulissen gestellt und die Lichter auf eine effektvolle Beleuchtung hin gedreht, sodaß das Ganze fast wie eine Novelle wirkt, aber im Grunde charakterisieren sie doch auch wieder trefflich die Persönlichkeiten der beiden Schlesier. Karl von Holtei, der enttäuschte und entmutigte Schauspieler, der bei seinem Dramaturgen Heinke Schutz findet, und der um 10 Jahre ältere Regierungsassessor, der kühl und sicher seines Weges geht, dessen Nähe schon beruhigend wirkt.

Ob Eichendorff und Holtei sich sonst noch in Schlesiens Hauptstadt öfters getroffen, ist unbekannt; da aber Holtei später in einem Briefe an Eichendorff² von ihm als seinem „Breslau-Berliner Gönner“ spricht, möchte man annehmen, daß ihre Wege sich noch mitunter gekreuzt hätten. Dann verschlug das Schicksal die beiden Dichter wieder nach den verschiedensten Richtungen der Windrose. Bis sie in der Hauptstadt der preußischen Monarchie, die doch, namentlich seit der romantischen Literaturperiode, immer mehr in die kulturelle Sicht rückte, sich nach Jahren wieder begegneten. Ein Parkett, auf dem man sich leicht genug fand, waren die Montagskränzchen der Berliner literarischen Gesellschaft. Emanuel Geibel hat uns eine Schilderung solch eines Abends vermittelt,³ worin denn auch Eichendorff und der „als Dichter und Schauspieler bekannte Herr v. Holtei“ gleichzeitig erwähnt werden. Da sahen sich denn also die beiden Genossen in Apoll, drückten sich wohl die Hand und wechselten einige freundliche Worte. Wenn man aus Holteis Worten in seinen, später an Eichendorff geschriebenen Briefen einen Rückschluß ziehen darf, so ist dem Breslauer „Komödianten“ auch manche Einzelheit aus dem Leben des schlesischen Landmannes durch solche Gespräche bekannt geworden. Wußte er doch nach Ausweis dieser Zeugnisse ebenso gut Bescheid über Eichendorffs Heidelberger Zeit und seine Bekanntschaft mit Brentano und Görres wie über die Tatsache, daß Theodor von Schön und der Dichter des „*Taugenichts*“ zusammengehörten.

Dann verloren sich Eichendorff und Holtei persönlich wohl für längere Zeit ganz aus

² Zwei Briefe an Eichendorff in „*Sämtl. Werke des Freiherrn Joseph v. Eichendorff*“. Histor. krit. Ausg. Hrsg. von W. Kosch. Regensburg o. J. XIII, S. 179 u. 221. Die Antworten Eichendorffs, ebda. XII, S. 109 u. 224.

³ *Emanuel Geibels Jugendbriefe*, hrsg. von Fehling, Berlin 1909, S. 73.

den Augen: nur wenn eine verspätete Lerche Eichendorffscher Lyrik aufwirbelte, schaute der alte Bewunderer des „letzten Ritters“ wehmütig und versonnen nach, er weiß dann aber auch, wie aus seinen Briefen hervorgeht, von Eichendorffs „Studien“ (Brief vom 14. November 1856) und seiner Beschäftigung mit Calderon; Eichendorff seinerseits gesteht, er müsse ihm sagen, „daß er auch immerfort mit alter Treue und Liebe sein (Holteis) poetisches Tun und Treiben verfolge“ (Brief vom 7. Dezember 1849). So konnte er denn auf Holteis briefliche Frage, ob er seinen Roman „*Christian Lammfell*“ kenne, mit einem „Ja“ antworten.

Die einzigen Briefe, welche die beiden Dichter miteinander wechselten, gehören der Spätzeit Eichendorffs an, – der letzte datiert vom Jahre 1856, – und enthalten im Grunde Belanglosigkeiten: einmal bittet Holtei von Hamburg aus für seinen Schwiegersohn um ein Autograph und um Handschriftliches von anderen bedeutenden Bekannten und Freunden des Romantikers (7. Dezember 1849), und das andere Mal ersucht Holtei, und zwar von Graz aus, den Katholiken Eichendorff um einen Beitrag „für den Friedhof der evangelischen Gemeinde in Graz (Steiermark).“ (14. November 1856.) Da die Gabe in einer literarischen Spende für ein Buch bestehen sollte, sandte der alternde Lyriker das Bruchstück „*Ein Auswanderer*“ (13. Dezember 1856.)

Wenngleich nun auch die Themen des beiderseitigen Briefwechsels nicht eben bedeutungsvoll sind, so ermöglichen doch Stil und Färbung der Briefe, das Verhältnis der beiden Männer zueinander etwas näher zu bestimmen. Darnach empfanden sich Eichendorff und Holtei durchaus als Landsleute; in seinem Wesen war Holtei bewußter ein Sohn Schlesiens, während der Herrensohn von Lubowitz die Konturen der heimischen Berge verschleierter zeichnet. Aus dem Gefühle der gleichen Stammeszugehörigkeit heraus erfloß ein herzlicher Ton der Freundschaft, der manchmal auch einen Witz zuließ, so wenn Holtei launig berichtete, er sei „vierfacher Großvater und einmal Großmutter“. Bemerkenswert ist bei beiden Dichtern jene feine religiöse Toleranz, die den Schöpfer reizvoller Vaudevilles im „*Christian Lammfell*“ auch einmal den Roman eines würdigen katholischen Priesters schreiben läßt, während Eichendorff zur Anlage eines evangelischen Friedhofes beisteuert: die letzte Liebesgabe des Katholiken. So konnte Karl von Holtei, der den Lebensabend in einem katholischen Kloster verbrachte, schon damals sagen, er gehöre nicht unter die Zahl der Protestanten, „die den Katholizismus weder ahnen, noch verstehen wollen.“ Der Verfasser des „*Tangenichts*“ aber vermochte mit demselben Rechte von sich zu bemerken, er sei ebensowenig ein „Protestantenfresser.“ Im ganzen erscheint Holtei als der Jünger, Eichendorff als der Meister. Der tiefere Grund für diese Stellung der beiden Poeten zueinander lag wohl darin, daß Holtei

nie aus dem Gefühle des Bohemienhaften herauskam und die ruhige Sicherheit des unerreichten Lyrikers wohl ebenso bewunderte wie heimlich sich selbst ersehnte. Eichendorffs Kunst aber lag im Grunde von Holteis Poesie weitab; in seinen literar-geschichtlichen Arbeiten erwähnt er ihn nie, und man wundert sich fast, wenn er angibt, er habe einen Roman von Holtei gelesen. Jedenfalls ein Zeichen, daß der treueste Romantiker sich nicht engherzig gegen anders geartete Dichtung abschloß, sondern das Gute aufnahm, wo er es fand.

Eichendorff und Holtei! Zwei schlesische Dichter! Beide in ihrer Art einzig. Holtei, der allzeit heitere Komödiant und Sänger, Eichendorff, die reine Künstlernatur, der romantische Zauberer, der Sendbote göttlicher Macht.

Trotz aller Gegensätze wenden sie sich gegenseitig das Antlitz zu, beseelt von der einen Liebe: der Neigung zu ihrem Heimatlande Schlesien.

[Abb.: Carl Wenzel von Kloch 1783, im 56. Lebensjahre, der Großvater des Dichters mütterlicherseits / Eleonore von Kloch 1783, geb. von Hayn im 46. Lebensjahre, die Großmutter des Dichters, mütterlicherseits]

Urteile über Eichendorff aus alter und neuer Zeit*

Gesammelt von Karl Freiherrn von Eichendorff †

Das „*Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur*“ (Leipzig 1832, Brockhaus) bezeichnet den „liebenswürdigen Dichter“ als den „talentvollsten Nachfolger der lyrisch-romantischen Schule“. Dann heißt es weiter:

„... Lyrische Innerlichkeit des Gemüts und ein sich gern dazu gesellender schalkhafter Witz sind die beiden hervorragendsten Eigentümlichkeiten dieses Dichters, die allen seinen Darstellungen jenen blühenden Farbenduft anhauchen, in dem sich nur eine wirklich poetische Genialität zu zeigen vermag. Das äußere Gestaltungsvermögen treffen wir zwar nicht in gleich hohem Grade bei ihm an, und besonders seinen Dramen wäre nicht selten etwas mehr körperliche Plastik zu wünschen; aber sie sind so durch und durch aus dichterischem Geist herausgeboren, daß sie ungeachtet ihrer überwiegend lyrischen Richtung zu dem Wertvollsten gehören, was die neuere Literatur hervorgebracht hat.

Unübertroffen aber ist Eichendorff in der Zartheit und Anmut seiner Lieder, von denen viele, besonders die Einlagen aus dem Roman „*Ahnung und Gegenwart*“, glücklich in Musik gesetzt sind.“

Das folgende Urteil ist einer Abhandlung über den „Deutschen Roman“ in den 1835 erschienenen „*modernen Charakteristiken*“ entnommen, einer Sammlung der besten von Heinrich Laube für sein Blatt „*Zeitung für die elegante Welt*“ geschriebenen Aufsätze:

„... Dieser frische Schlesier, welchen das staubige Berlin nicht ausdörren kann, ist nächst Uhland jetzt unser blühendster Romantiker, ein Romantiker ohne fertige symbolische Bücher, voll Liebe und Intuition in die Reize der prangenden und der unscheinbaren Welt. Es ist ein schönes Entpuppen des Liederschmetterlings, wenn sich aus den kleinen Gesängen eine weiche, Welt, Blumen und Quellen liebende Prosa gestaltet, wie in diesem Novellenprodukte (*Dichter und ihre Gesellen*). Das Lied breitet sich darum aus zu klingenden Szenen und wie ein lebenswürdiger Mutwille verdichtete es sich wieder zu volltönenden Liedern – so muß das Buch angesehen werden. Wer sich nicht schaukeln

* 2. Lese. 1. Lese *Aurora* IV, S. 93/5.

und wiegen kann, wem der Morgen und Abend, der Strauch und der Regen, die Nachtluft und der Drosselschlag ohne Sprache ist, wer nur in Konvenienz und zufälliger Form Genüge findet, der wird von diesem Buche nicht befriedigt sein. Er wird im Beginn desselben zu auffallende Ähnlichkeit mit Wilhelm Meister, in den Mädchen, welche ihr Haar strählen und verschlafen aus dem Fenster kucken, zu viel Einförmigkeit, im Ganzen zu wenig Ineinandergreifen, Skelettplan und dergleichen sehen, und er wird leider den poetischen Herzensdrang, den ganzen vollen Odem einer schmeichlerischen Poesie nicht empfinden. – Der Arme! –

Möge man um des Himmels willen diese Novellenart der Fee Mab nicht verschütten mit System und Redensart. Die Novelle ist auch ein Gedicht und zu gutem Glück erinnern Leute wie Eichendorff noch zuweilen daran.

Hoffentlich gibt dies Buch auch Veranlassung, sich nach seinem ersten Produkte, jenem lebenswürdigen „*Taugenichts*“ umzusehen, der weniger bekannt ist, als mancher schlechte Taugenichts.“

Karl Goedeke verdanken wir unter anderem eine ausführliche, sich durch Schönheit der Darstellung auszeichnende Charakteristik Eichendorffs. Die hier abgedruckten Stellen sind der von H. Harrys redigierten Zeitschrift „*Die Posaune, Hannoverische Morgenzeitung*“ 1843 Nr. 18, 19 und 21 entnommen:

„Um über Eichendorff zu schreiben, sollte man eigentlich den Sommer abwarten, wo die Wälder wiederum den funkelnden Laubschmuck tragen, die leuchtenden Wetter in der Ferne stehen und die schwülen Lüfte über den stillen Gärten brüten. Man brauchte dann nur auf die klaren träumerischen Sternennächte, die blitzenden Ströme, die einsamen Wälder hinzuweisen, um ein Bild dieses Dichters zu geben.

Will man vergessen, daß uns die Sonne jetzt treulos im Stiche gelassen und die Bäume Schnee anstatt der Blüten tragen, will man mitten im Winter einmal wieder hören, wie die Nachtigall schlägt oder wie es klingt, wenn die Abendluft mit den Blumen koset, so flüchte man getrost zu unserm Dichter. Er läßt keinen leer ausgehen, der überhaupt für Naturlaute noch empfänglich ist....

Gedenkt er der ‚schönen alten Zeit‘, so gedenkt er seinen schönen Illusionen, die eine nach der andern zerronnen sind, aber doch schön und herrlich waren, wenn sie auch nicht verwirklicht werden konnten. Es ist alles anders jetzt, und nicht schöner, denn er ist nicht mehr jung an Kenntnis und Erfahrung; aber jung noch an Gemüt und Herzen... Mag man von den Romantikern sagen, was man will, ... sie haben der Lyrik doch einen echten Brustton wiedergeschenkt und das Lied aus jener künstlich geschaffenen Welt der Idylle in die verschönerte Wirklichkeit zurückgeführt. Lieder wie das Eichen-

dorffsche (*In einem kühlen Grunde*?) können nicht veralten ..., sie bleiben jung wie jenes fast zweihundertjährige Ännchen von Tharau...

Auf des Dichters Lebensschicksale ausführlich einzugehen, kann natürlich unsere Aufgabe nicht sein. Wir setzen auch als hinlänglich bekannt voraus, daß seine Heimat, „das heitere Schloß am blaugewundenen Flusse“, in Schlesien liegt, dem deutschen Grenzlande, das, wie alle Grenzländer dem deutschen Volke die meisten und die größten Talente gegeben haben, eine Reihe von Dichtern hervorbrachte, die zu den bedeutendsten gehören... Der Blick von den Höhen über die rauschenden Wäldungen, in denen sich die alten Märchenstimmen regen, ist seiner Poesie eigen geblieben... Das frohe Leben in der freien Natur jubelt aus allen Liedern, auch den wehmütigen und schmerzlichen. Mit diesem Talisman hat er sich frisch erhalten in den törichten Verirrungen der Zeit, die er verspottet, ... hat er sich getröstet über die Täuschungen im Staatsleben und hat er sich einen erfrischenden Weg mitten aus dem dünnen Geschäftsleben in das Reich der Poesie hinüber offen gehalten. ... Auch bei Eichendorff treffen wir das schalkhafte Lächeln neben dem Blick voll heiliger Glut. Er versteht es nach rechter Dichterart in wenigen kecken Strichen ein heiteres Bild zu zeichnen, das voll Leben und Handlung ist und wenn nicht zum hellen Lachen reizt, doch mit behaglicher Heiterkeit erfüllt ... Die bisherigen Bemerkungen beziehen sich zunächst auf den lyrischen Dichter ... Das Drama mit seiner strengen Objektivität legt dem Lyriker ... allzu beengende Schranken an. Die Novelle erträgt schon eher den subjektiv-despotischen Zug. Und wie eine große Anzahl von Liedern aus den Novellen entlehnt sind, so scheinen die Novellen, deren Charakter vorzugsweise lyrisch ist, aus rein subjektiven Anlässen hervorgegangen zu sein. Die Fülle der darin enthaltenen Poesie schäumt über die Gefäße hinaus ... Eichendorff ist unbesorgt um seinen Ruhm, er weiß, daß auch sein Haupt seinen Kranz finden will und soll; um diesen zu zeitigen, hat er nichts getan, was der Geschmack des Tages wie eine Konzession aufnehmen könnte, und dieses feste Beharren bei seinem Ton ist nicht allein keine Schwäche, sondern die ehrenwerteste Kraft und ein Zeichen, daß des Dichters Bewußtsein ihm die äußere laute Anerkennung entbehrlich macht.“

Der Theologe an der Universität Marburg, August Friedrich Christian Vilmar, der durch seine vom nationalen, gläubig-protestantischen Standpunkte aus geschriebene „*Geschichte der deutschen National-Literatur*“ (1845) das ästhetische Urteil weiter Kreise beherrschte, berichtet über Eichendorff:

„... Die bedeutendsten Erzeugnisse Eichendorffs liegen schon jenseits der eigentlichen Blüte der romantischen Schule, so daß er, wiewohl den Jahren nach einer der älteren, doch der Wirksamkeit nach zu den später zu erwähnenden jüngeren zu rechnen ist. Ge-

dichte und Erzählungen von so seelenvoller Wahrheit, wie Eichendorffs Poesien und sein ‚*Leben eines Taugenichts*‘, hat die ältere romantische Schule nicht zu schaffen vermocht.“

Im 3. Bande der ‚*Deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit*‘ (1858–59) urteilt Wolfgang Menzel, einer der hervorragendsten Kritiker seiner Zeit, über die Eichendorffschen Dramen:

„Eichendorff schrieb auch zwei kontrastierende Trauerspiele von schöner Anlage: *Ezelin von Romano* – Ezelin als echter Sohn seiner wilden Zeit aufgefaßt, der noch wilder als sie mit ihrer Wildheit spielt und, das ghibellinische Ideal eines blühenden weltlichen Reiches im Auge, doch zugleich weiß, daß es nur hinter Strömen von Blut zu erreichen ist, in denen er untergehen muß, in die er sich aber wie in ein erfrischendes Bad stürzt.

Dagegen ist Heinrich Reuß von Plauen im *letzten Helden von Marienburg* ein Ideal von christlicher Ritterpflicht und unerschütterlicher Festigkeit im Dienste des höchsten Herrn, mutig in der höchsten Not, würdevoll im Unglück, ganz ohne Egoismus. Schade, daß Eichendorff nicht mehr darauf Bedacht nahm, starke männliche Charaktere zu zeichnen. Er hat auch ein Lustspiel geschrieben: ‚*Die Freier*‘. Der Jugend- und Liebesmut des Grafen, Adele, des Jägers Viktor, ist mit hoher Genialität aufgefaßt und mahnt an Shakespeares beste Lustspiele. An Feinheit kommt dies Lustspiel den besten spanischen Stücken gleich.

In seinen späteren Jahren schrieb Eichendorff mehrere Werke über die neuere, vorzugsweise die romantische Poesie, worin er sie vollkommen richtig beurteilte, das Herrliche an ihr hervorhob und gegen Verunglimpfung schützte, aber auch ihre Mängel nicht mißkannte.“

Am Schluß seines Artikels ‚*Zum Jubiläum Eichendorffs*‘ in der ‚*Zeitschrift für deutsche Philologie*‘ XXI, 2 (1888) sagt der Wiener Germanist und Literaturhistoriker Jakob Minor:

„Zweierlei kennzeichnet den letzten Romantiker: erstens, daß er sich frei von den vielfachen Wandelungen gehalten hat, denen die übrigen unterworfen waren; überzeugungstreu hat er als Mensch und als Dichter bis in das Greisenalter den Idealen seiner Jugend gelebt. ‚Denn anders sein und singen, das ist ein dummes Spiel.‘ Zweitens: er hielt sich frei von allen Ecken, Sonderbarkeiten und Bizarrerien der Schule. Er hat deshalb allein von allen älteren und jüngeren Romantikern erreicht, wonach sie alle vergebens strebten: die Popularität. Die Schlegel haben den Begriff der wahren Popularität oft zu erörtern gesucht: die Sache selbst ist ihnen entgangen. Die Herausgeber des *Wunderhorns* preisen die Volksdichtung als das Höchste, selber zu dem Volke zu sprechen

war ihnen nicht vergönnt. Eichendorff aber ist wie Uhland volkstümlich geworden und wird noch heute von dem Volke gesungen.“

Die nachstehend mitgeteilten Stellen entstammen einer, in der Monatsschrift „*Der Türmer*“ 1.7 (1890) veröffentlichten Studie („*Vom jungen Eichendorff*“) des Schillerbiographen Karl Berger:

„Goethe hat einmal in seinen Gesprächen mit dem braven Eckermann den geistreichen und deshalb nur in einem bestimmten Zusammenhang, aus einer augenblicklichen Stimmung heraus wahren Spruch getan: Das Klassische nenne ich das Gesunde, das Romantische aber das Kranke. Seit dieser Zeit ist dieses persönliche Bekenntnis längst Gemeingut der Literaturgeschichte und aller derer geworden, die der Romantik etwas am Zeuge zu flicken haben. Also ein Schlagwort, nichts weiter! ... Ach, diese Schlagworte, diese ‚Ismen‘ und ‚Richtungen‘ – sie beherrschen ja schon lange unsere Literaturgeschichte und veröden und verknöchern und versanden heute erst recht wieder unser ganzes literarisches Leben. ‚Was will der Lärm über klassisch und romantisch! Es kommt darauf an, daß ein Werk durch und durch gut und tüchtig sei, und es wird auch wohl klassisch sein!‘ Das ist auch ein Wort Goethes, und ein tüchtiges; dies sollten wir immerdar zu Ehren bringen. Es kann, auf heutige Verhältnisse angewendet, uns gegen Modetyrannei und Schulforderungen schützen und uns den Blick rein und hell erhalten für alles Gute, woher es auch komme; denn es verlangt individuelle Geschmacksbildung und individualisierende Beurteilung, ohne Voreingenommenheit. Es weist auf das Persönliche in allem hin: nicht das Gemeinsame in der allgemeinen Geistesrichtung einer ‚Schule‘, nicht die Grundsätze und Forderungen, auf welche die Genossen eingeschworen sind, machen die Bedeutung des Einzelnen aus: nur was er selbst durch seine persönliche Weltanschauung, sein persönliches Temperament und Können daraus macht, was er hineinlegt aus sich, das bildet den Wert des Dichters und hebt seine Leistung aus dem allgemeinen Rahmen der ‚Schule‘. Unter den romantischen Dichtern norddeutscher Herkunft hat sich wohl keiner dichterisch und persönlich so ausgelebt und zu einem einheitlicheren Dichtercharakter entwickelt, wie Joseph von Eichendorff. Durch und durch Romantiker, ist er doch auch ‚durch und durch gut und tüchtig‘, weil er in seinem Leben wie in seinem Dichten eine im Kern und in der Grundstimmung gesunde Persönlichkeit eingesetzt hat. Als Dichter ist er dem deutschen Volke vertraut wie nur einer; seine Lieder leben im Volke ...

Das Dichterideal seiner Jugend hat er späterhin treu bewahrt und zu verwirklichen gestrebt ... Ritter und Prophet blieb auch für den alternden Eichendorff der Dichter. – Die märchenhafte Pracht der Romantik selbst war verblichen, ihre Ver-

treter teilweise schon vergessen, aber das Lied, ihr ‚letzter Ritter‘ ihr nachgesungen, blieb unvergessen und übt noch heute seinen wunderbaren Zauber auf uns alle, die es hören.

Die Persönlichkeit ... überlebt eben alle Macht und Pracht der ‚Richtungen‘ und ‚Schulen‘. Darum ist das Romantische auch das Gesunde, wenn nur sein Träger ‚durch und durch gut und tüchtig‘ ist. Und so behält Goethe wieder einmal recht, im Widerspruch zu denen, die sein lebendiges Wort zum Schlagwort erniedrigen.“

Ricarda Huch verdanken wir unter anderem die beiden literarhistorischen Untersuchungen „*Blütezeit der Romantik*“ (1899) und „*Ausbreitung und Verfall der Romantik*“ (1902). Über Eichendorff sagt in dem letzterwähnten Bande die dem Dichter weltanschaulich entfernt stehende Verfasserin:

„... Die Wanderlust in ihrer romantischen Eigenart hat keiner wie Eichendorff zum Ausdruck gebracht: die lauen Lüfte, die verführen, das Posthorn, das ruft, tausend Stimmen der Natur verbinden sich zu einem magischen Fluß, der mitreißt ... Alle die fahrenden Gesellen in seinen Geschichten ... singen ihre tolle Reiselust in trunkenen Liedern...“

... Das eigentlich romantische Italien hat Eichendorff gemalt: Das Land voll veredelter Prachtpaläste, voll verwilderter Gärten, wo nichts sich bewegt als uralte Wasserkünste, wo es schwül und berauschend duftet, wo Vergangenheit und Erinnerung über Trümmern weben, wo gefährlicher Liebreiz allerorten das Herz umgarnt ... Doch wie der Tannhäuser des Hørselberges wird der Wanderer Italiens überdrüssig und verlangt nach der kräftigeren Heimatluft.

Ich komme aus Italien fern
Und will euch alles berichten,
Vom Berg Vesuv und Romas Stern
Die alten Wundergeschichten.

Da singt eine Fei auf blauem Meer,
Die Myrten trunken lauschen.
Mir aber gefällt doch nichts so sehr,
Als das deutsche Waldesrauschen!

Dem Drang in die Ferne steht das Heimweh gegenüber.

... Das macht hauptsächlich den Zauber der Eichendorffschen Poesie, die wir als echt romantisch empfinden, aus, daß in ihr der Drang nach den Berausungen des Südens und nach fernen, ungenannten Wunderreichen, die Sehnsucht nach dem starken

Norden und das Heimweh nach einem jenseitigen Vaterlande in einem Tone zusammenschmilzt ...

... Es ist der Sehnsucht Lebenslauf, heißt es wiederum bei Eichendorff, daß sie an jeden Felsen schlagen muß, ob sie vielleicht ans Licht gelangt. Es fehlt nicht an Irrungen und Kämpfen; aber gelangt der Uermüdliche einst auf den Gipfel, von dem er auf das Leben hinuntersieht:

Wie klein wird sein da, was mich hat gehalten,
Wie wenig, was ich Irrender vollbracht,
Doch was den Felsen gläubig hat gespalten,
Die Sehnsucht treu steigt mit mir aus der Nacht,
Und legt mir an die wunderbaren Schwingen,
Die durch die Stille mich nach Hause bringen.“

Von besonderem Reiz ist die nachfolgende Stelle aus einem Briefe (1915) des Generalmusikdirektors und Führers des Berliner Philharmonischen Chors, Karl Schuricht: „... Seit Jahren liebe ich Eichendorff unaussprechlich; wäre er nicht, ich hätte nie für den vielleicht eigentlichsten und besten Teil meines Wesens Wiederhall und Ausdruck gefunden – noch der Schönheit Unnennbares so klar und warm geschaut. Er ist mir recht meine Welt und das Leben meiner ungebrochen gebliebenen Sehnsucht geworden, und immer wieder habe ich mir Schwung und Kraft jener Art aus ihm geholt, die da rüstig zum Wirken machen. – Allein, es kann mir nicht gelingen, im Rahmen dieser Zeilen zu sagen, was ich alles dem Dichter meines Herzens verdanke – nehmen Sie diese Worte als Andeutung eines schier unabsehbaren, gestaltenreichen inneren Erkennens.

Als ich – als Einundzwanzigjähriger – in erste nähere Berührung mit dem ‚*Taugenichts*‘ und den Gedichten kann, war mir’s sogleich Notwendigkeit –, Erlösung –, mich glücklich in dieser Welt heimisch zu machen. – Meine Entwicklung zum Dirigenten machte viele lästige und unerquickliche Tätigkeiten handwerklichster Art notwendig; manche erzwungene Pause in meiner Beschäftigung mit den Dichtern gab es: weil ich ganz Praktiker sein mußte. Hatte ich aber einmal Muße, dem zeit- und kraftraubenden praktischen Betriebe zu entschlüpfen, so floh ich in mein eigenes Reich – und da war mir bei Eichendorff die rechte Heimat geworden...“

Alfred Lichtwark, der Leiter der Hamburger Kunsthalle, urteilt in seinen von Gustav Pauli 1923 herausgegebenen *Reisebriefen* (Hamburg, Georg Westermann) über Hans Thoma:

„Er hat noch etwas, das aus der Kunst der Jungen verschwunden ist, die tiefe, süße

Romantik, die ihren Ausdruck in der köstlichen Zeile Eichendorffs gefunden hat: in einem kühlen Grunde.“

Der als geist- und temperamentvoller Kritiker rühmlich bekannte, wegen seiner völkisch-sozialen, für deutsches Wesen begeisterten Weltanschauung aber auch zeitweise viel befandete Literaturhistoriker und Schriftsteller Adolf Bartels sagt in seiner *Weltliteratur*“ (Leipzig 1913, Phil. Reclam jun., 3 Bde. – 2. Aufl. 1927):

„Immer ein Lieblingsdichter des deutschen Volkes geblieben ist Joseph Freiherr von Eichendorff, in dessen Lyrik vor allem die echte Waldstimmung ergreift. Seine Gedichte gibt man mit Recht jedem jungen Deutschen und jeder jungen Deutschen in die Hand, es würde ihrem Leben etwas fehlen, wenn nicht ein Hauch Eichendorffscher Poesie hindurchwehte. Von den erzählenden Werken Eichendorffs ist noch immer die Novelle *„Aus dem Leben eines Taugenichts“* das Beliebteste, köstlichste Romantik, die wir uns vom modernen Utilitarismus nicht verekeln lassen. Die späteren Novellen *„Das Marmorbild“* und *„Schloß Dürande“* haben festere Gestaltung. Auch die Romane Eichendorffs *„Abnung und Gegenwart“* und *„Dichter und ihre Gesellen“* sind nicht unwichtig: durch die romantischen Stimmungen hindurch erkennt man viel Zeitgehalt. Eichendorff bildet die Verbindung der Heidelberger Romantik mit späteren neuromantischen Entwicklungen.“

Über Joseph Freiherrn von Eichendorffs Ahnen

Von Peter von Gebhardt

Als Stephan Kekule von Stradonitz, der am 5. Mai 1933 verstorbene Nestor der deutschen Genealogie, zu Anfang dieses Jahrhunderts, angeregt durch die Untersuchungen Francis Galtons und Alphonse de Candolles, sich anschickte, namhafte Deutsche, wie Richard Wagner und Bismarck, auf ihr Ahnenerbe hin zu untersuchen, wurde dies sein Unterfangen fast allgemein, besonders aber von zünftigen Wissenschaftlern, belächelt. Jahrzehnte hat es gedauert, zwei Revolutionen waren nötig, um die Ideen, die Kekule und seine jüngeren Fachgenossen, ohne eine Mehrheit für sich zu gewinnen, zum Gemeingut eines ganzen Volkes zu machen. Was vor fünfundzwanzig Jahren noch von Professoren mit verständnislosem Lächeln abgelehnt wurde, ist heute für jeden Sextaner, ja für jeden Volksschüler eine Selbstverständlichkeit. Es bedarf also keiner Verteidigung, wenn wir heute uns mit den Ahnen des Mannes beschäftigen, dessen Andenken wachzuhalten eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes ist. „Heute wieder“, müssen wir sagen; denn Kekule von Stradonitz hat dies zum ersten Male vor zweiundzwanzig Jahren getan.¹ Seitdem ist jedoch unsere Kenntnis von Eichendorffs Ahnen gewachsen, nicht zuletzt dank der unermüdlichen Tätigkeit seines am 22. März 1934 verschiedenen Enkels, des Oberstleutnants a. D. Karl Freiherrn von Eichendorff;² auch sehen wir unsern Gegenstand heute mit andern Augen an. So soll der Versuch erneuert werden. Und wenn es auch diesmal beim Versuch bleibt, so liegt das daran, daß die genealogischen Forschungen infolge der besonderen Sprödigkeit des Stoffes nicht leicht abzuschließen sind;³ gibt es doch für den Ahnenforscher kaum etwas Schwierigeres, als das *longa manu*-Arbeiten in den durch so viele Hände gegangenen Südöstlichen Marken unseres Vaterlandes. Sprechen wir hier von „Ahnen“, so meinen wir damit alle Personen, die zur Entstehung des „Ahnenträgers“ oder „Probanden“ beigetragen haben, also des Dichters Eichendorff Eltern, Großeltern, Urgroßeltern usw.

¹ *Über Abstammung und Herkunft Joseph von Eichendorffs*. In: *Deutsche Reme*, Nov. 1912.

² Auf seinen Wunsch entstand der vorliegende Versuch.

³ Eine ausführliche Veröffentlichung mit Tafeln ist geplant für die Neue Folge der „*Ahnen-*

Betrachten wir zunächst den Mannesstamm, der dem Dichter den Namen gegeben hat, so müssen wir eine bemerkenswerte Tatsache feststellen: die Eichendorffs sind nicht von Anfang an Schlesier gewesen. Ihren Ausgang nahmen sie von Mitteldeutschland. Zwei Geschlechter dieses Namens lassen sich hier nachweisen. Das eine erscheint zuerst 1237 mit Conradus de Eikendorp in einer Urkunde der Äbtissin von Quedlinburg. Es erlosch im 16. Jahrhundert im Magdeburgischen, nachdem es sich schon frühzeitig in den Kreisen Ober-Barnim, Lebus, Sternberg und Beeskow ausgebreitet hatte. Außer diesem Geschlecht, das eine Rose im Wappen führte, ist schon im 13. Jahrhundert im Mansfeldischen eine Familie nachweisbar, die sich nach dem – schon 1573 als wüste Mark bezeichneten – Ort Eikendorf nordwestlich von Eisleben nannte und einen Eichenast als Schildfigur führte.

Die Pest von 1631 überlebten nur zwei aus diesem auch in der Mark Brandenburg einst verbreiteten Geschlechts: Jacob⁴ und sein Bruderssohn Hartwig Erdmann. Jacob stand als Rittmeister im Kürassierregiment Jung in kaiserlichen Diensten und wurde nach Schlesien verschlagen. Hier heiratete er 1626 die Tochter des Alchimisten Michael Sendivoj,⁵ Freiherrn von Skorkau, erbt durch sie die im Hultschiner Ländchen, bei Troppau, gelegenen Güter Deutsch-Krawarn und Kauthen und starb 1667 als Landeshauptmann und Oberstlandkämmerer des Fürstentums Jägerndorf und fürstlich liechtensteinscher Rat.

Aus der verwüsteten Heimat zog Jacob bald seinen noch in Zerbow geborenen Nefen Hartwig Erdmann, der 1649 den Dienst quittiert hatte, nach dem Osten. In ihm fand Jacob nicht nur einen Nachfolger in Ämtern und Würden, sondern, da er selbst kinderlos war, auch einen Erben seiner wertvollen Güter. Im Jahre 1650 verkaufte Hartwig Erdmann Zerbow und vollzog damit die endgültige Loslösung von der alten Heimat. Als Erbe seines Oheims, durch seine Heirat mit „Töchtern des

Tafeln berühmter Deutscher (Verlag der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, E. V., Leipzig). Im übrigen sei auf folgende Veröffentlichungen hingewiesen: Augustin Weltzel: *Geschichte des edlen und freiherrlichen Geschlechts von Eichendorff*. Ratibor 1876. – *Eichendorff und seine Vorfahren*. In: *Eichendorff-Kalender 1914*, S. 18–37. – Karl Frhr. von Eichendorff, *Beiträge zur Familiengeschichte Josephs von Eichendorff*, in: *Oberschlesisches Jahrbuch für Heimatgeschichte und Volkskunde*, Bd. I, Neisse 1924, S. 9–26. – Die Ahnentafel des Dichters in: *Ahnenreihen aus allen deutschen Gauen*, Bd. 2, Görlitz 1934, S. 140 ff., bringt nicht wesentlich Neues gegenüber der Veröffentlichung: *Die 64 Ahnen des Dichters...*, In: *Ahnentafeln und Stammbäume*, bearb. von Fr. Jos. Häußler, 2. Lfg., Troppau 1929.

⁴ Sein Grabstein befindet sich heute in Altenbeuern.

⁵ Vgl. „*Der Oberschlesier*“, Jg. 1925, S. 524–531.

Landes“, durch den Erwerb des Inkolats in Mähren (1655), des mährischen „alten Ritterstandes“ (1657), des böhmischen „alten Herrenstandes“, der dem Freiherrenstande entspricht (1679), schließlich, als fürstbischöflicher Rat, durch die Abkehr vom Protestantismus, wurde Hartwig Erdmann in überraschend kurzer Zeit zu einem vollwertigen Mitgliede des schlesischen Adels, dem seine Nachkommen von dieser Zeit an zuzurechnen sind.

Durch seine erste Eheschließung erwarb Hartwig Erdmann noch das bischöflich olmützsche Lehngut Sedlnitz hinzu, ein Besitztum, das auch im Leben seines bedeutendsten Nachkommen eine Rolle spielen sollte.

Die Stammfolge geht nun von Hartwig Erdmann über Ferdinand Burchard auf die Brüder Karl Maximilian und Johann Rudolf Franz. Ersterer erhielt Sedlnitz und gründete eine mährische Linie, die 1795 wieder erlosch. Damit fiel Sedlnitz an die schlesische Linie zurück, die damals durch Johanns Enkel Adolf Theodor Rudolf vertreten wurde.

Von diesen unmittelbaren Vorfahren des Dichters wissen wir nur äußerst wenig. Daß Hartwig Erdmann, sein Sohn Ferdinand Burchard und sein Enkel Johann hohe, ja höchste Stellen im Fürstentum Jägerndorf bekleideten, darf man ihrer persönlichen Tüchtigkeit zuschreiben. Alle drei errichteten für die Pfarrei Deutsch-Krawarn Stiftungen: doch darf man hierin nicht mehr als einen zeitüblichen Akt der Frömmigkeit und der gutsherrlichen Fürsorge sehen. Am deutlichsten vielleicht tritt Hartwig Erdmann in Erscheinung. Er war ein Eiferer im Glauben und von unerbittlicher Strenge gegenüber seinen wegen Überbürdung mit Frondiensten meuternden leibeignen Dorfsassen.⁶ Spuren erfreulicheren Wirkens hinterließ Johann. Er ist der Erbauer eines der schönsten Edelsitze Oberschlesiens, des heute auf tschechischem Boden liegenden Schlosses Deutsch-Krawarn, dessen Bauzeit in die Jahre 1717 bis 1723 fällt.⁷ Nur ein sehr wohlhabender, vornehmer und kunstsinniger Edelmann konnte in der Abgeschiedenheit des Oppatales dieses Kunstwerk schaffen, das damals und noch bis 1914, als der wundervolle Park vernichtet wurde, einen einzigartigen Anblick gewährt haben muß.

Johann Rudolf starb 1750, sein Sohn schon siebzehn Jahre danach. Die schlesischen Feldzüge und der siebenjährige Krieg erfüllten sein kurzes Leben mit Unruhe. Sein frühverwaister Erstgeborener, Adolf Theodor Rudolf, sollte Soldat werden, zog sich aber bald wieder nach Schlesien zurück, um sich der Bewirtschaftung seiner Güter zu

⁶ Vgl. hierzu: Joseph Slawik: *Das Eichendorffgeschlecht in Deutsch-Krawarn 1634*. O.O. u. J. (Ratibor 1923?), S. 3 ff.

⁷ Vgl. Slawik a. a. O., S. 5 ff.

widmen. Das herrliche, aber nicht mehr zu haltende Deutsch-Krawarn ging 1782 in den Besitz eines Grafen Schaffgotsch über; Lubowitz, Tost-Peiskretscham, Radoschau, Slawikau und Sedlnitz, ersteres erheiratet, die andern erkaufte, das letzte geerbt, bereiteten ihrem Besitzer in einer für den Grundbesitz ungeheuer schwierigen Zeit mehr Sorgen als Freude.⁸ Von den alten Familiengütern war Sedlnitz das einzige, das sich noch länger in der Familie erhielt.

Adolf war des Dichters Vater; ein Mann⁹ „von gediegener, doch mehr praktischer Bildung, von klarem ruhigem Verstande, fromm und ehrenhaft in Wandel und Gesinnung, im Luxus eines oft verschwenderisch reichen Lebens für seine Person bis zur Sonderbarkeit einfach und anspruchslos und von einer großen Herzensgüte“. In dieser Charakteristik macht uns ein Ausdruck stutzig: „bis zur Sonderbarkeit“. Erinnert er uns nicht an den in Wien verstorbenen Sonderling und Hypochonder Rudolf, Adolphs jüngsten Bruder, dessen Selbstbiographie uns Slawik gibt?¹⁰ Fragen wir sonst nach besonderen Eigenschaften der Vorväter unseres Dichters, so müssen wir uns mit der Tatsache begnügen, daß sich unter ihnen zum mindesten keine unter dem Durchschnitt stehende Persönlichkeit befindet. Neben dieser negativen die positive Feststellung, daß die Vorväter des Dichters alle ohne Ausnahme den Aufgaben gewachsen waren, die ihnen ein im Guten wie im Argen oft recht wechselvolles Geschick stellte.

Gehen wir nun zur Betrachtung der andern Ahnenfamilien über. Da fällt uns zunächst auf, daß die Eichendorffs die einzige dieser Familien ist, die im ostdeutschen Raum erst bodenständig werden mußte, als alle andern, soweit wir sie kennen, dort schon ansässig waren. Von den 32 Ahnen der VI. Generation sind vorläufig 20 ermittelt worden. Diese zehn Ahnenpaare haben um 1650 geheiratet. Wir gehen sie der Reihe nach durch und bezeichnen sie mit den Nummern, die ihnen nach heutigem Brauch zukommen.¹¹

Hartwig Erdmann von Eichendorff (32) ist uns bereits bekannt. Seine Mutter (65) entstammte dem märkischen Geschlecht von Horn. Seine erste Frau, Sidonie Freiin von Larisch (33), Witwe des Franz Orlik Freiherrn von Laziska, ist aus oberschlesischem Uradel. Heinrich Matuschka von Topolczan (34), k. k. Rat, Obristwachtmeister, Landeshauptmann des Fürstentums Jägerndorf, und seine Frau, Helena Katharina Skrbensky von Hrzistic (35), entstammen altböhmischen Adelsfamilien;

⁸ Hierzu *Aurora* 4, 1934, S. 20 ff.

⁹ Kekule a. a. O. S. 6.

¹⁰ Vgl. Slawik a. a. O. S. 10 f.

¹¹ Proband = 1, Eltern = 2, 3, Großeltern = 4, 5, 6, 7, usf.

die Matuschkas führen heute den Grafentitel. Mährischer Herkunft sind Bohuslav Smerowsky von Lidkowic (36) und seine Frau Anna Maria Hejnov von Svize (37). Die übrigen Ahnen dieser Generation haben meist deutsche Namen; Johann Pott Freiherr von Lubras (38), als schwedischer Hauptmann in Osnabrück begraben, seine Frau Anna Elisabeth Fuchs Freiin von Kandenberg (39), Christoph Wilhelm von Salisch (40), dessen Mutter eine von Dresky war (81), und seine Frau Helena Dreßkowitz von Martinskowitz (41), Franz von Fragstein auf Paulau (42) und Anna von Stoltz (43). Auch die letzten Ahnen der Schwertseite der Tafel gehören dem alten schlesischen Adel an: Caspar von Posadowski und Postelwitz (44) aus dem Hause Rohrau, und Adam Freiherr von Kottulinsky und der Jeltsch (46) hatten beide Töchter aus dem bekannten Geschlecht von Prittwitz und Gaffron zu Frauen. In höheren Generationen dürfte hier ein weiterer Ahnenverlust eintreten, da auch die Mutter des Adam von Kottulinsky und seiner Frau (47) beide geborene Kottulinskas waren.

Die Spindelseite der Ahnentafel baut sich auf der Mutter des Dichters auf, der geistvollen und lebensfrohen Karoline Freiin von Kloch und Kornitz (3). Über ihre Vorfahren ist wenig bekannt. Bei den Klochs vermutet Kekule, auf das Wappen sich berufend, slavischen Einschlag. Im Brückenland Schlesien darf man aber nicht ohne weiteres – das sei hier grundsätzlich gesagt – slavische Namen gleich slavischer Abstammung setzen. Hier sind Menschen mit einem slavischen Namen zumeist die besten Deutschen, sowohl dem Blute nach, als auch in Bezug auf die Gesinnung. Gesamtschlesien gehört eben in den deutschen Kulturkreis. Das läßt sich ohne große Mühe an tausenden von Beispielen immer wieder feststellen und hat sich u. a. im letzten Menschenalter in der deutsch-polnischen Auseinandersetzung über Oberschlesien nach dem Weltkriege gezeigt, wo gerade Oberschlesier mit slavischen Namen sich als die besten und erfolgreichsten Vorkämpfer des Deutschtums bewährten. Von Bedeutung sind die Klochs für die Familiengeschichte dadurch, daß sie das Gut Lubowitz, auf dem unser Dichter geboren wurde, für eine kurze, aber glanzvolle Zeit in die Familie Eichendorff brachten. Die Mutter der Karoline, Eleonore von Hayn (7), stammt aus einer wohlhabenden, auf Liebenthal im Löwenberger Kreise ansässigen Familie. Karolines väterliche Großmutter war eine von Schweinichen (13). Hier finden wir in der VI. Generation zweimal Angehörige der schlesischen Familien von Naese und Obischau; ihr gehören die Frau des Heinrich von Schweinichen (52) und seine Schwiegertochter (27) an. Deren Mutter (55) und väterliche Großmutter (109) waren wieder Kottulinskas, sodaß, je weiter wir zurückgehen, der erbmäßige Einfluß dieses Geschlechts sich verstärkt.

Dem Glaubensbekenntnis nach überwiegen in der Ahnentafel katholische Geschlechter, der Herkunft nach annähernd im gleichen Verhältnis slavische Namen.

In dieser Mischung ist grundsätzlich die geistige Haltung des Dichters ebenso begründet wie die Eigenart seiner Kunst.

Für den Ursprung seiner Begabung und seiner Gestaltungskraft jedoch finden wir in der Ahnentafel keinen sichern Anhalt. Aus keinem Ahnengeschlecht ist eine Persönlichkeit hervorgegangen, die ihm an die Seite gestellt werden könnte. Die Dichtungen, die uns von Josephs Geschwistern überliefert sind, gehen nicht über das hinaus, was man in schöngestigen, ja selbst in gebildeten Kreisen der damaligen Zeit von jedem Standesgenossen erwarten durfte: es sind stilistische Übungen mit poetischen Vorwürfen und viel Gefühlsgehalt, Formungen ohne tiefere, schöpferische Bedeutung, wie sie noch in der Zeit der Empfindsamkeit massenhaft zutage gefördert wurden.

Um so stärkeren Einfluß dürfen wir der Umwelt auf Eichendorffs Entwicklung und Schaffensrichtung zuschreiben. Ohne das heiter-gesellige Lubowitz, ohne die ober-schlesische Oder- und Waldlandschaft, das herrliche Sudetengebirgsvorland mit den Orten der Jugendzeit, ohne die Berührung mit Claudius, Görres, Achim von Arnim, Clemens Brentano, Loeben, Friedrich von Schlegel, Körner, Raumer, Holtei, zu der der Student, der Mann noch Muße fand, ist Eichendorff, dieser Eichendorff nicht zu denken.

Florens und Käthchen

Eine Alt-Heidelberg-Geschichte aus Eichendorffs Leben

Von Alfred Hein

Napoleon löste die Universität Halle im Winter 1806 kurzerhand auf, als die Studenten, unter ihnen die Brüder Eichendorff, ein heimliches Freikorps gründeten. Bei Nacht hieß es flüchten – Joseph und Wilhelm von Eichendorff lockte es, nachdem sie daheim, in Lubowitz, Preußens endgültige Niederlage und die Belagerung von Cosel mit ansehen mußten, nach Heidelberg. Und hier am Neckar, wo gerade Brentano und Arnim des *Knaben Wunderhorn* ertönen ließen, war der Student, eben noch voller kriegereischer Gedanken, zum leisen, zarten Dichter. Görres, der „einsiedlerische Zauberer, der Himmel und Erde mit seinen magischen Kreisen umschrieb“, wurde der Lehrmeister des jungen Lebens, der „novalisierende“ Graf von Loeben, der zum Symbol seiner romantischen Innenwelt anstatt der Blauen Blume den Karfunkel erkoren hatte, weckte den Dichter.

Im „Roten Ochsen“ zu Rohrbach fanden sich diese jüngsten Heidelberger Romantiker zusammen,* droben im Giebelzimmer des Gasthauses, hinabschauend auf die von Hühnern umgackerte einsame Kastanie des Hinterhofes, führten sie ihre tiefgründigen Gespräche, meist an einen Vers von Novalis anknüpfend, der damals schon jung verhaucht in seinem stillen Grab an der Saale bei Weißenfels schlief und hier in den fast noch knabenhaften, stürmischen Seelen wiedererwachte, die ihn oft wie einen Heiligen anriefen, auf daß er ihren Dichterbund segne. Dionysius und Astralis nannten sich die mit den beiden Dichtern eleusinisch verbündeten Studenten Strauß und Budde, die zusammen mit Isidorus Orientalis – das war Graf Loeben – an einem schönen Maienabend, nachdem sie im Neckar beim Baden voll Übermut tollt, dann singend die Landstraße nach Rohrbach entlang marschiert waren, Joseph v. Eichendorff mit echtem Pfälzer Wein und einem mystischen Cantus, den Bruder Wilhelm auf dem klapperigen Spinett begleitete, auf den Namen Florens taufte.

* Dort tagte der „Eleusische Bund“; ihm selbst haben die Brüder Eichendorff allerdings nicht angehört.

Von jener Stunde an fühlte Joseph mit wachsendem Erstaunen, ja Schrecken, wie er nur noch bei Görres das Dichterische sah und suchte, wie ihm die Jurisprudenz der anderen Professoren immer fremder wurde – stundenlang konnte er, das Kolleg schwänzend, droben auf den Neckarhöhen stehen und gen Mannheim in die Rheinebene schauen – er ahnte es selbst nicht, daß es Stunden ewiger Spiegelung waren: seine Seele nahm die anmutfeine Landschaft ihrer tausend später gesungenen Lieder auf, die ja fast alle von solchen Waldeshöhen ins Tal hinabgejubelt sind.

Und eines Abends im späten Herbst sah er Kätchen. Auf der schnurgeraden Straße nach Schwetzingen, die er einsam entlang ritt, um in dem märchensamsten aller Schloßparke die Knabenträume von Lubowitz auferstehen zu lassen. Die Kleine trug auf dem Kopf einen Korb mit Gemüse. Als Joseph sah, daß sie das schönste Urbild der mignonhaften, schwarzbraunen Mädchen des Odenwaldes darstellte, sprach er sie studentenkeck an, durfte ihr im nächsten Augenblick schon den Gemüsekorb abnehmen, um ihn auf sein Roß zu laden – nur als er die Trägerin selbst vor sich hinstellen wollte, wehrten zwei schnell mit Küssen bedeckte Hände ab.

Noch fanden sich keine eigenen Verse auf den Lippen des Zwanzigjährigen, aber die Strophe des Novalis verließ ihn nicht die durchwachte Nacht, die dieser Begegnung folgte:

„Er heftet unverwandte Blicke
auf diese liebliche Gestalt,
daß er in sein Gemüt sie drücke,
eh' sie zur Nacht hinüberwallt!“

Er hätte das Marmorbild der Galathee im Schwetzingen Schloßpark in die Geliebte verwandeln und rauben mögen – ja, unvergeßlich drückte sich die jäh für immer entzückende Gestalt des Mädchens in sein aufrührwildes Gemüt. Als er am andern Abend bei den Freunden im „Roten Ochsen“ zu Rohrbach erschien und der Graf Loeben ihn mit „karfunkelnden“ Versen begrüßte, da antwortete Florens mit einem selig dahinsingenden Lied so schön, daß Astralis alias Budde fragte, ob er ein verschollenes Lied des Novalis ausgegraben hätte.

Der Winter brachte das große Liebesleid, dem noch nach Jahren und Jahrzehnten süßeste Liebeslieder entquellen sollten. Kätchen begleitete den schlanken, blonden Freiherrn aus Schlesien auf seinen einsamen Spaziergängen willig wie jenes Kätchen des Grafen Wetter vom Strahl, dessen Strahlenburg unsern von Heidelberg an der Bergstraße ragte. Sie führte ihn in ihr Vaterhaus. Und oft saß an Sonntagnachmittagen Joseph zwischen Vater und Tochter bei einem Glase Wein, der aus den

[Abbildungen: Adolf Theodor Rudolf Freiherr von Eichendorff (1756-1818), der Vater des Dichters. Ölgemälde von Weinbold 1783 / Karoline Freifrau von Eichendorff, geb. Freiin von Kloch (1766-1822), die Mutter des Dichters. Ölgemälde von Weinhold, 1793]

Reben des Weinbergleins am Hause gepreßt war; sie führten fromme Gespräche über biblische Dinge. Aber von dem Tag an, da er ihr auf einer Schlittenfahrt nach Neckargemünd die Liebe gestand, ging Kätchen ihm aus dem Wege. „Große, große Schmerzen“, verkündet nur des Studenten karges Tagebuch. Und dann: „Nachmittags schrecklich nachgelaufen nach Rohrbach. Den Namen in den Schnee. Hinausgucken bei meinem Hinaufgehen in der langen Straße –“

Doch das hinausguckende Kätchen ruft ihn nicht mehr, der ihren Namen in den Schnee schrieb. Eichendorff flüchtet nach Heidelberg zurück zu Görres und findet den Magier, im Dunkel zwischen Frau und Tochter in seiner gemütlich-stillen Studierstube sitzend, beim Tee. Als Görres Licht anzünden will, bittet Joseph:

„Kein Licht – jetzt – ich möchte heute über Novalis mit Ihnen reden!“

Görres nickte. Die Frauen ließen die Männer allein. Die sprachen über die „*Hymnen der Nacht*“. Als Görres die Worte Hardenbergs zitierte: „Vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern wie Abendnebel nach der Sonne Untergang“, da rannen Tränen über das Antlitz des Liebesflüchtigen, er verabschiedete sich unvermittelt, lief nach Rohrbach zurück und sprach mit Kätchens Vater über sein Herzeleid.

„Sie ist seit einem Jahr mit einem Kammerdiener im Mannheimer Schloß verlobt, Herr Baron – mit einem Diener – – die Dienerin – wie sich's geziemt!“ erklärte der Alte das traurige Liebesrätsel.

Das von Liebe zerbrochene Herz spannte sich Saiten zum Trost. Und horch, die Harfe des Florens erklang mit eigenem Ton. Die ersten Eichendorff-Lieder von Frühling und Liebe erblühten, als der Dichter im Mai 1808 Heidelberg verließ, um es nie wiederzusehen, aber für ewig als Traumbühne seiner Dichtungen mitzunehmen.

Wilhelm Freiherr von Eichendorff

Von Franz Schumacher

Wilhelm Freiherr von Eichendorff, der ältere und einzige Bruder des Dichters, geboren am 14. September 1786, hat nach Abschluß seiner Studienzeit, durch ein merkwürdiges Schicksal aus der geliebten schlesischen Heimat weit fort verschlagen, in Tirol festen Fuß gefaßt und ist da bis an sein Lebensende verblieben. Während einer 35jährigen ehrenvollen Laufbahn als österreichischer Beamter hat er sich um Staat und Land verdient gemacht und gereichte dem Stande, dem er angehörte, zur besonderen Zierde. Da gebührt es sich, daß sich auch aus Tirol heraus einmal eine Stimme erhebe, um zum Lebensbilde dieses edlen Mannes einige Züge beizutragen.

Die Zeiten, die Wilhelm mit seinem Bruder Joseph gemeinsam in Deutschland verlebte, die seligen Jahre der Kindheit auf dem aussichtsreichen, wälderumrauschten väterlichen Schlosse in Lubowitz, die Studienjahre am Gymnasium in Breslau und an den Universitäten Halle und Heidelberg, die Reise der Brüder nach Paris (1808), ihr Winteraufenthalt in Berlin (1809–10), die glücklichen Wochen und Monde, die sie zwischenhinein immer wieder im Elternhause verbringen konnten, sind genügend aufgehellte; in vielen Schriften, die sich mit dem Lebenslaufe des Dichters Joseph von Eichendorff befassen, ist oft schon dargestellt worden, welchen Einfluß die schöne Jugendzeit auf seine Geistesbildung, seine Gesinnung und vor allem auf sein dichterisches Schaffen ausgeübt hat; wie der Sonnenschein dieser Zeit seine Strahlen noch weit hinein in sein ganzes Leben warf. Mit geringer Einschränkung gilt dies wohl auch von Wilhelm. Ausgestattet mit den edelsten Gaben des Geistes und Herzens trat er ins Leben, das dann freilich einen ganz anderen Verlauf nahm als bei Joseph.

Die Wege der Brüder, die sich in innigster Liebe zugetan waren, schieden sich in Wien. Nach Wien waren sie im Herbst 1810 gekommen. Dem Umstande, daß die Familie Eichendorff neben ihrem Gutsbesitze in Preußisch-Schlesien seit langer Zeit auch auf österreichischem Gebiete, in Mähren, nahe der schlesischen Grenze, das Gut Sedlnitz zu Lehen besaß, verdankten es die Brüder, daß sie eine doppelte Untertanschaft besaßen und daher in Österreich ebenso zuhause waren wie in Preußen. So konnten sie sich, da der Staatsdienst in Preußen keine Aussichten zu eröffnen schien, zum Ein-

tritt in österreichische Dienste entschließen. Allerdings mußten sie zu diesem Behufe vorerst die vorgeschriebenen österreichischen Staatsprüfungen ablegen, eine harte Nuß, wengleich ihnen die Nachholung der österreichischen Hochschulstudien mit Rücksicht auf die an den deutschen Universitäten erlangte juristische Ausbildung erlassen worden war. Aber es war ja auch noch anderes gewesen, was sie nach Wien zog. Die Brüder hatten die Stadt schon früher, bei ihrer Heimreise aus Heidelberg im Jahre 1808 kennen gelernt. Der Liebreiz und Glanz der Kaiserstadt war ihnen in verlockendster Erinnerung geblieben. Dann aber war Wien gerade damals ein Mittelpunkt der romantischen Bewegung geworden. Hierher war Friedrich von Schlegel, der „Begründer der Romantik“, übersiedelt. Um ihn und seine Frau Dorothea, geborene Mendelssohn, hatte sich ein Kreis gleichgesinnter Freunde gebildet, dessen religiöser Mittelpunkt ein Heiliger, der demütige Priester Clemens Maria Hofbauer, war. Was nach Wien kam an berühmten Persönlichkeiten der literarischen Welt, ging nicht leicht an Schlegels Haus vorüber. Dies alles mußte anziehend auf die Brüder wirken. Ihre Erwartungen fanden auch volle Erfüllung. Neben dem Studium auf die Staatsprüfungen, die beide Brüder in den Jahren 1811 und 1812 in erstaunlich kurzer Zeit und mit hervorragendem Erfolge bestanden, fanden sie genügend Muße, um alle Schönheiten Wiens und seiner Umgebung reichlich zu genießen. Besonders fruchtbringend aber gestaltete sich der Verkehr mit der Schlegelschen Familie, in der sie nachhin mit dem Sohne Dorotheas aus erster Ehe, dem Maler Philipp Veit, innige Freundschaft verband, und seit 1811 auch mit der Familie Adam Müllers, die damals in Wien eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Die Brüder hatten Adam Müller schon in Berlin als einen der geistvollsten Führer der Romantik kennengelernt.

Aus dem Müllerschen Kreise heraus schien ihnen auch die erste Hoffnung auf Lebensstellungen zu winken. Erzherzog Maximilian von Österreich-Este hatte Mitte 1812 den Plan gefaßt, für Söhne des Hochadels ein Privaterziehungsinstitut in Wien auf streng religiöser Grundlage ins Leben zu rufen. Als Direktor der Anstalt war Adam Müller ausersehen, als zweiter Direktor Friedrich von Klinkowström, der ebenfalls den Romantikern zugehörte, die oberste geistliche Leitung sollte Pater Hofbauer übernehmen. Als Heim für die zu gründende Anstalt wurde das Karolyische Palais auf der Wieden erworben und eingerichtet. Müller bekam gleich schon in diesem Palais eine Dienstwohnung, die so schön und geräumig war, daß die Brüder Eichendorff zu Ende des Jahres 1812 sich bei der Familie Müllers einmieteten. An der zu gründenden Anstalt sollten auch sie als Lehrkräfte Verwendung finden. Aber die Verhandlungen über die staatliche Genehmigung der Anstalt zogen sich hinaus, weit bis in das Jahr

1813 hinein. Einstweilen erscholl im Frühling dieses Jahres aus Deutschland der Aufruf des Königs Friedrich Wilhelm zur Befreiung des Vaterlandes. Joseph folgte ihm und trat in das Lützowsche Freikorps. Als er am 6. April 1813 Abschied nahm, richtete er an Wilhelm, der bei der Familie Müller zurückblieb und auf seine Anstellung wartete, das rührende Abschiedsgedicht: „*Steig aufwärts, Morgenstunde*“, in dem die Ahnung durchklingt, daß das bisherige innige Zusammenleben der Brüder für immer zu Ende sei und ihre Wege sich dauernd scheiden. So sollte es auch geschehen.

Zur Anstellung Wilhelms am Müllerschen Erziehungsinstitut kam es nicht. Schon im Laufe des Sommers wurde es klar, daß die gegnerischen Einflüsse, die sich neben anderem besonders an dem streng katholisch gedachten Charakter der Anstalt stießen, obsiegen und die Eröffnung verhindern würden. Für Adam Müller, der sich und seine Familie damit um alle Zukunftshoffnungen gebracht sah, entstanden daraus bittere Verlegenheiten. Es war ein Glück, daß er mit Friedrich von Gentz, dem Sekretär des Staatskanzlers Fürsten Metternich, befreundet war und daß Metternich ihm auch persönlich wohlwollte. Der Staatskanzler hatte gerade zu jener Zeit wichtige Pläne in Bezug auf Tirol, die darauf abzielten, das Land, das seit 1810 in drei Teile zerrissen war (der Norden unter Bayern, der Süden mit dem italienischen Königreiche, der Osten mit dem Königreiche Illyrien vereint) zum bewaffneten Anschluß an Österreich zu bewegen. Er bediente sich hierzu eines Mannes, der schon im Jahre 1809 als Unterintendant der Landesverteidigung in Tirol eine Rolle gespielt hatte und dem jetzt der Titel eines Landesoberkommissärs verliehen worden war: des damals 36jährigen Leopold von Roschmann. Roschmann bedurfte eines Mannes der Feder, der ihn bei der Ausführung der Metternichschen Pläne zu unterstützen hatte; als solcher wurde ihm von der Staatskanzlei Adam Müller empfohlen. Für diesen bedeutete es eine Rettung aus der Not. „In dem Augenblicke, wo ich über den Groschen grübelte, der mich über den morgigen Tag hinweghelfen sollte“, so schrieb Müller später an Gentz, „trat Roschmann, den ich nie gesehen, in mein Zimmer. Wenige Tage darauf war ich in Tirol und meine heldenmütige Frau löste allein das ganze Gewebe, worin ich mich verstrickt hatte.“ Dies war am 29. August 1813. Später ist ihm dann Wilhelm von Eichendorff nachgefolgt.

Der Plan Metternichs, der dahin gegangen war, das ganze Tirol militärisch besetzen zu können, kam nicht zur Durchführung. Nur was im Osten und Süden zu den beiden napoleonischen Königreichen gehört hatte, wurde durch erfolgreiche, namentlich in der ersten Oktoberhälfte geführte Kämpfe in Besitz genommen. Der Norden Tirols, der zu Bayern gehörte, mußte, da sich Bayern inzwischen durch den Vertrag von Ried

(8. Oktober) auf Seite der Alliierten gestellt hatte, in Ruhe gelassen werden. Mitte November, als die Kämpfe aufgehört hatten und Roschmann seinen Amtssitz in Tirol aufschlug, um von hier aus den bisher italienischen und illyrischen Anteil Tirols als unabhängiger Verweser zu verwalten, wurde Eichendorff über Empfehlung Müllers nach Trient berufen. Wenn er auch nicht mehr wie Müller in das Kriegsgetümmel geriet, so führte ihn diese Berufung doch in eine Zeit der höchsten Unruhe und zu Dienstleistungen, die ihm, ohne daß er Kriegsteilnehmer war, alle Greuel des Krieges in eindrucksvollster Weise vor Augen führen sollten. Roschmann hatte für die Einrichtung und Verwaltung von Gebieten, die eigentlich noch Kriegsgebiete waren, Sorge zu tragen. Er war daher dienstlich einer militärischen Stelle, dem Armeehofkommissär Baldacci, unterstellt und hatte die Befugnis, unmittelbar an den Kaiser und den Staatskanzler Vorträge zu erstatten. Die österreichische Armee zog in den Wintermonaten 1813–14 in der Verfolgung der Heere Napoleons den Rhein hinauf durch die Schweiz an die Rhone, bis sie am 31. März 1814 gemeinsam mit den Truppen der übrigen Alliierten in Paris ihren Einzug hielt. Roschmann mußte sich von Trient aus mit dieser stets weiter sich entfernenden Armee, bei der auch der Monarch verweilte, in fortwährender Verbindung erhalten. Die Verbindung war notwendig, denn er befand sich wiederholt, besonders infolge der Gärung, die in ganz Nordtirol herrschte, in höchst kritischer Lage. – Das war nun die erste wichtige, ebenso verantwortungsvolle als mühevollere Verwendung, die Wilhelm von Eichendorff im österreichischen Staatsdienste fand, daß er als Kurier an der Armeekommissär und an das Hoflager abgeschickt wurde, wozu ihn die Kenntnis der französischen Sprache und seine gesellschaftliche Gewandtheit besonders befähigten.

Es liegen aus dieser Zeit vier Briefe Wilhelms vor, aus denen hervorgeht, daß er seine erste Dienstreise im Jänner in die Schweiz bis Basel, die zweite Ende Jänner unter den größten Strapazen drei Wochen lang nach Troyes in Frankreich, die dritte nach Chaumont, die vierte im April abermals nach Frankreich und zwar bis Paris, wo er sich acht Tage aufhielt, unternahm. Die Mühsale dieser Reisen waren unsäglich und es ist begreiflich, daß seine Familie daheim um ihn mehr besorgt war als um den damals in einem festen Platze stillliegenden Lützowschen Jäger Joseph.

Schon die winterliche Jahreszeit allein bot bei den ersten Reisen große Hemmnisse und Beschwerden. Nächte um Nächte mußte der Reisende, im kalten Reisewagen fahrend, schlaflos verbringen. Oft blieb das Gefährte im Schnee stecken, so auf der Schweizer Reise beim Anstieg zum Brenner, wo es in einen fürchterlichen Schneesturm geriet. Noch viel mehr aber hatte Wilhelm zu erdulden, als er in Frankreich in

Gegenden kam, die vom Kriege heimgesucht worden waren. Die Straßen befanden sich in einem entsetzlichen Zustande, Pferde waren nur mit größter Mühe zu bekommen und vielfach nur ganz abgearbeitete und ausgehungerte, die auf dem Wege zusammenbrachen. Die Unterkünfte waren schlecht und ungeheizt, es mangelte überall an Nahrungsmitteln. Selbst auch im kaiserlichen Hoflager litt man Not an allem, sodaß es mit größter Freude begrüßt wurde, als Eichendorff in Bar sur Aube dem Kaiser einen Korb mit Südtiroler Obst überbringen konnte. Das Entsetzlichste, wovon Wilhelm noch lange nachher schauerte, war der Anblick der Schlachtfelder, auf denen einige Tage oder Stunden vorher noch der Krieg gewüthet hatte. Brennende Dörfer, zerstörte Häuser, Pferdeleichen säumten den Weg. „Ich mag nicht darüber nachdenken; die schwarzen, stinkenden, ganz nackten Leichname bei Troyes, die ich auf der Reise nach Paris am Wege im Chausseeegraben liegen fand, haben einen zu fürchterlichen Eindruck auf mich gemacht. Überhaupt, um zu wissen, was der Krieg sei, muß man im Nachtrab der Armee auf eben verlassenem Schlachtfeldern sein.“ Einen Lohn für alle Leiden fand Wilhelm darin, daß er die Zufriedenheit seines Chefs und sogar auch die Anerkennung seines höchsten Herrn errang. Mit großer Wärme schildert er, wie huldvoll er vom ehrwürdigen Kaiser Franz in Chaumont empfangen wurde und wie dieser sich freute zu hören, daß die Leute in Tirol, auch in dem noch nicht abgetretenen nördlichen Teile des Landes, in rührendere Liebe dem Kaiser zugetan sind. Auch der Aufenthalt in Paris brachte ihm Befriedigung. Er fand Gelegenheit, Theater zu besuchen und sich in den Kunstsammlungen umzusehen. Auf Schritt und Tritt wurde er dabei an seinen Bruder erinnert, mit dem er sechs Jahre vorher in Paris gewilt hatte. Treues Gedenken an diesen, stille Sehnsucht nach Eltern und Heimat begleiteten ihn überhaupt fort und fort auf seinen mühevollen Wegen.

Einstweilen aber forderte die Gegenwart ihr Recht. In Trient war der Lenz eingezogen, als er von seinen Reisen zurückkam. Er hätte kein Deutscher mit empfindsamem Gemüte sein dürfen, wenn ihn der italienische Frühling nicht in seinen Zauberbann gezogen hätte. Es begann für ihn neben der vielen Kanzleiarbeit, die ihm der Chef, seine Gewandtheit, Gewissenhaftigkeit und sogar auch die Schönheit seiner Handschrift ausnützend, in reichem Maße zuwies, eine schöne und glückliche Zeit, zumal er durch Vermittlung der Frau Adam Müllers, die einstweilen mit den Kindern ihrem Manne nach Trient nachgefolgt war, in das gerade damals sehr lebhaft gesellschafliche Leben der Stadt eingeführt wurde. Am italienischen Himmel, am italienischen Wesen und an der Schönheit der italienischen Frauen fand er großes Gefallen – die Frauen nicht minder an ihm. Es war kein Wunder, daß der stattliche, feingebildete und gutgesittete

junge Edelmann die Herzen eroberte. Die Schönen auf der Straße und hinter den Jalousien ihrer Fenster sahen ihm lange nach, wenn er in seinem Dienstkleide, der Tiroler Jägeruniform, vorüberging oder gar, wenn er zu Pferde war und sein grüner Federbusch am Hute flatterte.

An ein liebliches Kind der Konzilsstadt – „ein schlankes Mädchen mit großen dunklen Augen und einem römischen Gesicht“ – verlor er damals sein Herz. Der Bericht über diese kurze Liebesperiode in einem Briefe an seinen Bruder liest sich wie eine reizende, kleine Novelle. Der Schauplatz ist ein gräflicher Palazzo in der Mitte der Stadt mit Balkon und offenen Loggien. Im ersten Stock wohnt der Herr des Hauses, der Graf, mit Gemahlin und holdem Töchterlein; im oberen Stockwerke sind die österreichischen Kanzleien eingemietet und da wohnt auch der junge deutsche Freiherr. Es fängt schon gleich poetisch an. „Ich stand auf dem Balkon und sie auf der Galerie des Hauses. Sie hatte mir früher durch ihren Bruder eine Rose geschickt. Es war eine schöne Mondnacht. Ich sagte ihr, daß ich ihr die Hand für die Blumen küssen wolle. – Ach! Signor, dessen bin ich nicht würdig. – Wenn Sie das sagen, so muß ich mich Ihnen zu Füßen werfen. – Gut! Aber ich werde mich dann noch tiefer erniedrigen. – Guter Gott, womit soll ich Ihnen danken? – Mit Ihrer Gnade (*colla sua grazia*).“ Sie war damals aber noch nicht eigentlich die Erkorene seines Herzens. Einer seiner Amtsgenossen war es, der um die Gunst des Mädchens warb. Allein diesen traf urplötzlich das traurige Schicksal, nach Lienz, einem weitentlegenen Osttiroler Gebirgsstädtchen, versetzt zu werden. Und weil nun die Aufmerksamkeiten weggefallen waren, die dieser Schönen erwiesen und die sie schäkernd angenommen hatte, brach schüchtern ihr tiefstes Gefühl hervor: Die Blumensträuße, die sie plaudernd und singend auf ihrer Loggia zu winden pflegte, nahmen den Weg in die Wohnung des oberen Stockes. Zu dieser Zeit war gerade Opernstagione in Trient, man traf sich im Theater. „Ehe die Oper zu Ende war, raunte mir das Kind in die Ohren, ich könnte sie schon nach Hause begleiten....“ So spann sich das Verhältnis an. Zwischen Bangen und Seligkeit spann es sich weiter. „Zum erstenmale in meinem Leben fühlte ich das ganze Gewicht einer unschuldigen Seele, zum erstenmale die Möglichkeit, treu zu sein bis zum Tode.“

Da trifft die Nachricht ein, daß der Landesoberkommissär Roschmann mit seinem Stabe binnen kürzester Zeit Trient verlassen müsse. König Max Josef von Bayern hatte auf Nordtirol verzichtet und Roschmann bekam den Auftrag, nunmehr diesen Teil von Tirol für Habsburg in Besitz zu nehmen und von Innsbruck aus die Neueinrichtung des ganzen Landes zu leiten. Am 21. Juni, wenige Stunden vor Rosch-

manns Abreise, erhielt Wilhelm von Eichendorff das Dekret, womit er zum k. k. Konzeptspraktikanten ernannt und dem provisorischen Kreisamte in Lienz zugeteilt wurde. Unter vielen Tränen und Treueschwüren nahm er zwei Tage nachher Abschied von der Geliebten.

Lienz, das war dasselbe Städtchen, wo früher schon Wilhelm Amtsgenosse die Blühträume seiner Liebe hatte begraben müssen. Ihm ging es nicht besser. In der „pittoresken Einöde“, in der er sich jetzt befand, war er zwar fest entschlossen, von dem Mädchen, das er so innig liebte, nicht zu lassen. Seine Absichten waren so ernst, daß er schon an den künftigen Hausstand dachte und sich deshalb um die Sicherstellung seines ererbten Vermögens bekümmerte. In wiederholten Liebesbriefen versicherte ihn auch die Geliebte ihrer Treue. Aber aus einem Briefwechsel mit der Mutter ging hervor, daß der Vater unerfüllbare finanzielle Bedingungen stelle. Damit kam alles zum Scheitern.

In der Stimmung, in der sich Wilhelm nun befand, schrieb er am 9. Juli seinem Bruder: „Die Poesie in Versen hat sich seit dreiviertel Jahren von mir getrennt. Ich glaube nicht, daß wir Feinde sind, und hoffe daher, wieder mit ihr zusammenzutreffen...“ Die dreiviertel Jahre, von denen er hier spricht, fallen zusammen mit der Zeit seiner Amtstätigkeit. Diese wäre es also gewesen, die seinem Dichten ein vorläufiges Ziel gesetzt hat. – Die poetische Begabung, die bei Wilhelm zweifellos vorhanden war, war hauptsächlich durch den mit ihm gleichaltrigen Romantiker Graf Otto von Loeben, mit dem die Brüder in Heidelberg und Berlin in engstem freundschaftlichem Verkehr standen, angeregt und gefördert worden. Aus Loebens Nachlaß stammt auch die einzige kleine Sammlung handschriftlicher Gedichte, die wir von Wilhelm besitzen; nur wenige daraus waren durch den Druck bekannt geworden. Die poetischen Freunde der Brüder Eichendorff, die von Wilhelms Dichtungen wußten, schätzten sie sehr hoch. Loeben hörte auch fern von ihm nicht auf, ihn zum Dichten aufzumuntern. „Du hast nichts als fortzuwandeln auf deinem Wege“, schrieb er ihm 1810. Noch 1814 bewarb sich Fouqué für sein *Frauentaschenbuch* um poetische Beiträge bei Wilhelm. Von dessen drei Romanzen „*Die zauberische Venus*“, „*Der durch die Luft fahrende Spielmann*“ und „*Teutscher Wettstreit*“ war Fouqué so entzückt, daß er ihm in einem eigenen sechsstrophigen Huldigungsgedichte dafür dankte. In der Tat sprachen gerade diese Romanzen (Wilhelm, der musikalisch sehr begabt war, pflegte sie zur Gitarre zu singen) dafür, daß sich von seiner „*Poesie in Versen*“ wirklich noch Schönes und Wertvolles hätte erwarten lassen, wenn sie zu freier Entfaltung gekommen wäre. Die Hoffnung, die Wilhelm in der obengenannten Briefstelle ausspricht, nach der wegen

der Amtstätigkeit in seiner Poesie eingetretenen Ruhepause „wieder mit ihr zusammenzutreffen“, erfüllte sich aber leider nicht. Fouqué hat am Ende des Jahres 1817 in einem Briefe an Joseph von Eichendorff, der seit 1816 bei der Regierung in Breslau als Beamter eingetreten war, seine Freude darüber ausgesprochen, daß das Geschäftsleben der anmutigen Poesie des Dichters keinen Eintrag tat: „Es ist wahrhaftig kein Aktenstaub auf Ihre Blumen gefallen.“ Bei Wilhelm war dies dagegen der Fall; der Aktenstaub hat es verschuldet, daß seine Blumen starben. Aus der Zeit nach 1814 liegt nur mehr ein einziges Gedicht von Wilhelm vor, das er von Tirol aus im Jahre 1819 als Antwort auf einen mahnenden Brief Josephs schrieb und dessen ergreifende Schönheit uns doppelt bedauern läßt, daß es das einzige geblieben ist.

Es wäre übrigens wohl verfehlt zu glauben, daß Wilhelm in seiner Amtstätigkeit, die nunmehr, seit er in Lienz war, in den Bahnen eines regelmäßigen Kanzleidienstes verlief, ganz unglücklich gewesen wäre. Bei seinem fügsamen Charakter wußte er sich in die Verhältnisse zu schicken und bildete sich vermöge der ausgezeichneten Anlagen, die er besaß, zu einem hervorragenden Beamten aus, dem natürlich auch sein Name, seine Bildung und seine gesellschaftlichen Formen sehr zu statten kamen. Nur so ist es erklärlich, daß er von Lienz weg schon nach weniger denn einem Jahre als Gubernialkonzipist an die Landesstelle nach Innsbruck berufen wurde (A. h. Entschließung vom 9. April 1815). Hier scheint man die Verwendbarkeit des jungen Konzipisten bald erkannt und ihn viel im Außendienste verwendet zu haben. Wilhelm erwähnt in einem Bewerbungsgesuche, daß das Jahr 1816 in Bezug auf angestrengte Dienstreisen für ihn eine Wiederholung der Epoche von 1813/14 gewesen sei. Der Aufenthalt in Innsbruck, wo er unter anderem mit seinem Wienerfreunde Philipp Veit zusammentraf, scheint ihm übrigens sehr behagt zu haben. Er hatte sich eine Wohnung am Ufer des Innflusses mit besonders schönem Ausblicke auf die nördliche Bergkette zu verschaffen gewußt. Hermann Friedländer schreibt in einem 1819 erschienenen Buche: „*Ansichten von Italien während einer Reise in den Jahren 1815 und 1816*“ von Innsbruck: „Philipp (Veit) hat hier einen Freund wiedergefunden, den Baron von E. (Eichendorff), dessen Gesellschaft unsere Tage hier zu den heitersten und schönsten macht, die wir jemals genossen... Und welche Natur! Könnte ich Dir alle diese Aussichten und Gänge, bald an den Sillfall, bald auf den denkwürdigen Berg Isel, bald nach der romantischen Martinswand schildern, und dann die herrlichen Abende bei E. Er wohnt unmittelbar am Inn, den höchsten Bergmassen gegenüber, von denen eine Spitze dem Kopfe eines alten Mütterchens gleicht und deshalb von den Einwohnern Frau Hitt genannt wird. Am Tage ist sie häufig von Wolken umzogen, aber des

Nachts ragt die schwarze Spitze in den hellen Sternenhimmel hinein und formt sich wunderbar davon ab. Gern sehe ich dort hinan, indes E. seine schönen Romanzen zur Gitarre singt, vom geheimnisvollen Rauschen des Flusses begleitet.“

Im Herbst 1817 sah Wilhelm nach siebenjähriger Abwesenheit zum erstenmale in Lubowitz seine Eltern und seine Schwester Luise wieder. Joseph, der damals Referendar in Breslau war, fand sich ebenfalls ein. Wilhelm genoß in sanft melancholischer Stimmung die Tage seines Aufenthaltes in der geliebten Heimat. Liebevoll nahm er alles in Augenschein, was ihn an die glücklichen Tage seiner Jugend erinnerte. Am 10. Oktober hatte sich nach vorhergegangenem dicken Nebel ein besonders herrlicher warmer Herbsttag aufgetan. „Der Papa saß wie gewöhnlich auf der Gartenbank im Lusthause und betrachtete die Schiffe, die mit vollen Segeln auf dem Wasserspiegel bei Lenk ihren Lauf nach Ratibor richteten. Die Luft webte feine Schleier um die Karpathen und die Sonne leuchtete wunderbar in die weite herbstliche Landschaft. Ein Blick aus alter Zeit schlug in das hoffnungslose Herz.“ Mit dem Vater, der 62jährig, am 27. April 1818 starb, war Wilhelm bei diesem Besuche zum letztenmale zusammen.

In die vielen Arbeiten und die Eintönigkeit des Amtes brachte im Jahre 1820 eine Reise nach Wien Abwechslung, die Wilhelm unternahm, um sich dort mit Joseph und dessen Frau zu treffen. Nach dem Tode des Vaters war über den väterlichen Besitz eine wirtschaftliche Katastrophe hereingebrochen; die Brüder hatten sich viel zu sagen. Das weiche Gemüt Wilhelms war zutiefst erschüttert, als er nach kurzem Beisammensein sich wieder von Joseph trennen mußte.

In Innsbruck erwarteten ihn aber dann freundliche Tage. Wilhelm hatte dem Bruder in Wien schon anvertraut, daß er sich mit der Absicht trage, zu heiraten. Seine Wahl war auf ein Mädchen aus einem der ersten Innsbrucker Bürgerhäuser gefallen: auf Julie Fischnaller, die, am 15. März 1797 geboren, damals 23 Jahre alt war. Sie hatte ihren Vater Jakob Fischnaller, der in Innsbruck ein großes Speditions- und Kolonialwarengeschäft „unter den Lauben“ besaß (heute Herzogfriedrichstr. 26), schon früh verloren und ihr älterer Bruder betrieb nach ihm das Geschäft. Die Familie (außer Julie waren noch 2 Brüder und 2 Schwestern) hatte im Vororte Wilten das „Fischnallerschloß“ (heute in das Karmelitinnenkloster eingebaut) bewohnt, ein herrschaftliches Haus mit eigener Hauskapelle in angenehmer Lage an der kleinen Sill. Später war eine Änderung eingetreten, weil die Mutter Anna, geborene Thaler, eine zweite Ehe mit dem k. k. Registratursadjunkten Josef Röggl einging. Aus dem Hause des Stiefvaters Josef Röggl, eines übrigens gleichfalls sehr angesehenen Mannes, holte

sich Wilhelm seine Braut. Sie hatte im Sommer 1820 mit ihrer Mutter ein Bad in der Nähe von Innsbruck bezogen (Venusbad in Hötting), wo sie Wilhelm täglich nach den Amtsstunden besuchte. Im Herbst konnte er sich weniger ihr widmen, da er drei Monate lang mit der Abfassung eines Entwurfes eines neuen Militärgesetzes für Tirol beschäftigt war. Er hatte die Genugtuung, daß seine 200 Bogen starke Arbeit angenommen und mit großem Beifall bedacht wurde. Zu Beginn des folgenden Jahres wurde ihm dann eine andere besonders heikle Aufgabe übertragen, die ihn für einige Zeit noch mehr als die frühere aus den „Spielen der Liebe“ riß.

Um diese Zeit sah sich in den europäischen Staaten das monarchische Prinzip vielfach von revolutionären Umtrieben bedroht. Graf Sedlnitzky, Präsident der k. k. Polizeihofstelle in Wien, machte anfangs Februar den Landesgouverneur von Tirol, Graf Chotek, darauf aufmerksam, daß das leitende Komitee der Umsturzbewegung seinen Hauptsitz von Paris nach Lausanne verlegt habe; der Gouverneur möge deshalb „mehrere gewandte, mit dem gehörigen Beobachtungseiste, Penetration und Sprachkenntnis ausgerüstete Individuen von erprobter Vertrauenswürdigkeit“ zur Vornahme von Erhebungen in die Schweiz absenden. Graf Chotek antwortete, es sei unendlich schwer, für einen solchen Dienst geeignete Personen zu finden. „Nur ein Individuum habe ich bisher zu finden geglaubt, welches zu diesem Dienste der höheren Polizei sich eignen dürfte. Es ist der Konzipist Eichendorff. Erprobt, vertraut und schon während des Krieges von 1813 und 1814 von dem damaligen Hofkommissär von Roschmann zu einer geheimen Mission in die Schweiz verwendet, besitzt er neben einem vorteilhaften Exterieur einen ruhigen, besonnenen Charakter, eine empfehlende Bescheidenheit, zugleich aber viel Weltkenntnis, eine vorzügliche literarische Bildung, die nötige Sprachkenntnis und eine preußischdeutsche Mundart.“ Wilhelm von Eichendorff wurde nun wirklich auf die Kundschaftsreisen geschickt. Er sollte unter seinem eigenen Namen, jedoch als „Particulier aus Preußisch-Schlesien“ seines Vergnügens und seiner Gesundheit halber zuerst nach Lausanne, wo er an eine Dame der Gesellschaft empfohlen wurde, dann nach Luzern, Zürich und Bern reisen. Seine schriftlichen Berichte hatte er einerseits unter der Adresse eines Studenten in Innsbruck, andererseits unter der eines Handelshauses in Bozen nach Tirol zu leiten, wobei zugleich eine „bildliche“ Sprache vereinbart wurde. Chotek schrieb am 19. Februar 1821 nach Wien: „Ob Eichendorff imstande sein wird, Bedeutendes zu erheben, ist natürlich meist Sache des Zufalls, doch ist man bei dem sehr lobenswerten Charakter dieses jungen Mannes und seiner Beurteilungskraft gewiß, daß er wenigstens mit Besonnenheit und Wahrheit, was er findet, angeben und falls sich ihm keine Anhaltspunkte anbieten, seine Mission nicht unnütz verlängern wird.“

Von Eichendorff liegt nur ein Brief aus Lausanne vom 7. März vor. Er gibt sich darin den Anschein eines Ausländers, der in Innsbruck in der Familie des Adressaten liebenswürdige Aufnahme gefunden hat und nun trotz befürchteter Paßschwierigkeiten eine Erholungsreise macht. Er erwähnt die Reise über Reutte, Füssen und Ravensburg nach Mersburg am Bodensee und die Überfahrt über den See nach Konstanz. „Der See ging sehr hoch, ich war gezwungen, ein großes mit sieben Matrosen bemanntes Schiff zu mieten, und brauchte unter heftigen Windstößen und dickem Schneegestöber fast zwei volle Stunden zur Überfahrt.“ Über Schaffhausen fuhr er dann in die Schweiz. Er fand in den Wirtshäusern alles leer, nur wenige, wenig interessante Tischgenossen, meist Geschäftsreisende. An politischen Nachrichten erfuhr er nur einiges über die Vorfälle in Neapel. – Der Inhalt des Briefes ist ganz unverfänglich, aber am Schlusse wird von einer Beilage gesprochen, „einem Briefchen, das mit aller Vorsicht abgefaßt ist, welche die delikaten Verhältnisse meiner Freundin zur Pflicht machen.“ (Diese Beilage fehlt in den Akten des Innsbrucker Landesregierungsarchivs).

Den Bericht, den Wilhelm nach Beendigung seiner Reise erstattete, sandte Chotek an Sedlnitzky nach Wien und bemerkte dazu: „Mir dient das Operat, welches meine getroffene Wahl rechtfertigen dürfte, zur begründeten Veranlassung, diesen mit ausgezeichneten Vorkenntnissen, Fähigkeiten und Sprachkenntnissen versehenen Eichendorff, welcher sich eben darum zu höheren Zwecken eignen dürfte als die einem Konzipisten vorgesteckten sind, der Unterstützung und Gnade Euer Excellenz zu empfehlen.“

Von der Schweizer Reise zurückgekehrt traf Wilhelm sofort die Vorbereitungen zu seiner Vermählung. Diese fand am 1. Mai 1821 in der Prälatenkapelle des Prämonstratenser-Chorherrenstiftes Wilten statt. Der Abt des Stiftes, Prälat Alois Röggl, Bruder des Stiefvaters der Braut, nahm die Trauung vor. Das vom Vater ererbte Vermögen der Braut war bei ihrer Großjährigkeitserklärung (Februar 1820) mit 11 310 Gulden ausgewiesen worden. Die Ehe blieb kinderlos, war aber sehr glücklich. Nach zehn Jahren bestätigte dies Wilhelm ausdrücklich in einem Briefe an seinen Bruder und fügte bei, daß seine Frau gewiß der Liebe und Freundschaft des Bruders und der Schwägerin würdig sei.

Im Jahre nachher wurde ihm mit A. h. Entschließung vom 5. April 1822 die Stelle eines Kreiskommissärs verliehen. Als solcher wurde er im Mai dieses Jahres dem Kreisamte in Rovereto zugeteilt. Das junge Paar blieb in diesem freundlichen Städtchen „an den italienischen Confinen“ über ein Jahr. Im Oktober 1823 war schon das Dekret ausgefertigt, das seine Versetzung nach Trient aussprach; aber ehe diese Ver-

fügung in Vollzug gesetzt war, wurde ihm von der vereinigten Hofkanzlei in Wien über Vorschlag des Landesgouverneurs die beim Tiroler Gubernium in Innsbruck erledigte Gubernial- und Präsidialsekretärstelle verliehen, – ein Beweis besonderen Vertrauens. Der Landesgouverneur Graf Chotek hielt auch in der Folge sehr große Stücke auf ihn. Er schlug ihn, kaum ein halbes Jahr nach seiner Ernennung, zum Gubernialrat in Zara vor und sagte, der Besitz dieses Beamten wäre für das dortige Gubernium ein wahrer Gewinn. Eine Anerkennung für Eichendorffs höhere, besonders literarische Bildung war es, daß ihm vom Jänner 1825 an „hinsichtlich der literären Blätter und Journale“ die Zensurgeschäfte übertragen wurden. Im Jahre 1826 begann er sich um Stellen der nächsthöheren Rangstufe zu bewerben. Als die Kreishauptmannsstelle in Trient erledigt war, wurde er vom Gubernium am 21. Juli 1826 einstimmig *primo loco* hierfür vorgeschlagen und im Februar 1827 ernannt. Der Abt von Wilten gab am 19. April zu Ehren des aus Innsbruck scheidenden, von ihm besonders hochgeschätzten neuen Kreishauptmannes eine Familientafel im Stifte. Wilhelm bezog mit seiner Frau in Trient die Amtswohnung im Kreisamtsgebäude auf der Piazza delle erbe, zufällig fast gegenüber dem Palazzo, wo er 13 Jahre früher gewohnt und seinen ersten Liebesfrühling erlebt hatte. Sein Amtsleben verlief durch mehr als ein Jahrzehnt in ganz ruhiger Weise. Trient galt seit jeher als eine besonders empfindliche Stelle am österreichischen Staatskörper. Daß die Präsidiakten des Guberniums durch so lange Zeit über Eichendorff vollständig schweigen, spricht dafür, daß seine Amtsführung gut war. Er selbst war, wie er 1834 an Joseph schrieb, mit seiner Lage zufrieden; es seien auch die Leute so ziemlich mit ihm zufrieden und seine Vorgesetzten hätten in der Hauptsache ebenfalls nichts gegen ihn einzuwenden. Zu tun war freilich viel und die Doppelsprachigkeit des Amtes erhöhte die Schwierigkeiten. So fand er zu einem regelmäßigen brieflichen Verkehre mit seinem Bruder nicht die Zeit und es vergingen zu seinem großen Bedauern Jahre, bis der eine oder der andere der Brüder sich wieder zu einem brieflichen Gruße entschloß. Im Sommer 1831 lebten alle die alten Erinnerungen an Heimat und Familie mächtig auf, als Wilhelm seine Schwester Luise zu dauerndem Aufenthalte nach Trient kommen ließ. Luise war im Jahre 1822 nach dem Tode ihrer Mutter als 18jähriges Mädchen ganz allein in der Welt gestanden, eine Cousine ihres Vaters hatte sich ihrer angenommen, nun war aber auch dieses gestorben und so lud sie der Bruder zu sich. Er schrieb darüber an Joseph: „Wie groß meine Freude bei ihrer Ankunft war, und wie oft unsere teure Heimat mit all ihren wehmütigen Erinnerungen jetzt der Gegenstand unserer Gespräche ist, kannst Du Dir vorstellen. Noch immer fasst mich ein mächtiges Gefühl sehnsuchts-

voller Trauer, wenn ich zurückdenke an die schöne verlebte Zeit und besonders an Dich, liebster, liebster Joseph, treuer Gefährte meiner Jugend, dem ich nie schreibe und dessen Bild ich dennoch ewig frisch mit brüderlicher Sorgfalt in meinem Herzen pflege und bewahre.“ Luise fühlte sich in Trient sehr wohl. „Wohl bis zu meinem Ende“, schreibt sie 1836, „werden die Trientiner Felsen, Täler und Höhen zu meiner Seele sprechen.“ Im Herbst 1834 führte Wilhelm seine Frau zum erstenmale in seine schlesische Heimat. Er hatte einen längeren Urlaub und verlebte ihn hauptsächlich auf dem Lehengute in Sedlnitz, nützte ihn aber auch zu Besuchen in Troppau und Ratibor aus. Ganz allein fuhr er an einem heiteren, kalten Nachmittage von Ratibor aus nach Lubowitz. Das väterliche Schloß mit allen Gütern befand sich schon seit 1823 in fremden Händen. In einem Briefe an seinen Bruder beschrieb er später die schmerzlichen Eindrücke, die er empfing, als er „wie ein Verbannter“ durch Hof und Garten schlich und durch ein ebenerdiges Fenster des Schlosses einen Blick in den Saal warf. Als er in der Kirche die Gräber seiner Eltern besuchte, wurde er vom Mesner erkannt und voll Rührung begrüßt. Seine Schwester Luise, die nach Sedlnitz mitgekommen war, blieb, da das Klima in Trient ihr nicht zuträglich war, in Schlesien zurück. – Wilhelm kam später nur einmal noch im Mai 1845 nach Sedlnitz. Er traf dort zum letztenmale mit Joseph zusammen.

Hatte Eichendorff im ersten Jahrzehnt seiner Tätigkeit in Trient im allgemeinen politisch ruhige Zeiten gehabt, so machte sich später die in der Lombardei und Venetien immer aufs Neue aufflammende, von italienischen Revolutionären geschürte irredentistische Bewegung mehr und mehr auch im italienischen Südtirol geltend. Eichendorff war bei der Weichheit seines Charakters nicht der Mann, um gegen derlei Umtriebe mit Entschiedenheit und Strenge einzuschreiten. Das rief in den höheren Regierungskreisen Unzufriedenheit mit seiner Verwaltung hervor. Als im Jahre 1841 Graf Clemens Brandis Landesgouverneur von Tirol geworden war und nach Wien seine Absicht mitgeteilt hatte, den südlichen Landesteil zu bereisen, wurde ihm von der Hofkanzlei empfohlen, er möge „die Aufmerksamkeit vorzüglich auf den schon bei mehrfachen Anlässen vorgekommenen Mangel an zureichender Energie in der Leitung des Trienter Kreisamtes richten.“ Graf Brandis, der Eichendorff sehr wohlwollte, glaubte in seinem Berichte vom 30. Oktober 1841 „mit aller Gewissenhaftigkeit sagen zu können, daß der Kreishauptmann den ihm gemachten Vorwurf nicht verdiene.“ In dem Berichte heißt es: „Baron Eichendorff ist, wie ich ihn seit langem kenne und jetzt wieder gefunden habe, ein sehr unterrichteter, feingebildeter Mann, sehr diensteifrig, grundrechtlich, würdig in seinem Benehmen, dabei äußerst bescheiden und sanft und gegen

alle wohlwollende. Diese Eigenschaften ... waren es wahrscheinlich, die vorzugsweise die Wahl zu einem Kreishauptmann von Trient auf ihn lenkten. Man wollte ohne Zweifel auf diesem Posten einen Mann von sanftem, persönlichem Betragen, um die einander oft schroff entgegnetretenden verschiedenen Interessen in jener Gegend auszugleichen, von feinen Sitten, um die Regierung in einer Stadt, wo viel Adel und Leute höherer Bildung sind, würdig zu vertreten.... Was man an ihm Mangel an Energie nennt, das ist meiner Ansicht nach vielmehr das, daß er zu sanft, zu bescheiden und fast schüchtern auftritt. Dies liegt in seinem Charakter und kann ihm nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Ich leugne nicht, daß mir ein entschiedeneres, kräftigeres Benehmen angemessener schiene, allein ich möchte nicht bürgen, ob ein Mann von mehr Kraft, wenn er nicht sehr große Umsicht damit verbindet, diesen Posten dereinst besser ausfüllen wird, als er.... Es ist ein Posten, wo höchst selten ein Kreishauptmann ganz entsprochen hat.“

Je näher es gegen das Jahr 1848 ging, umso mehr nahm aber, besonders in der Stadt Trient selbst, die österreichfeindliche Bewegung zu. Die ersten Regierungshandlungen Pius' IX., der im Jahre 1846 den päpstlichen Thron bestieg, hatten den Anschein erweckt, daß er die italienischen Einheitsbestrebungen unterstütze. Der unendliche Jubel, der darob bei allen Nationalgesinnten der Halbinsel ausbrach, klang bis in die Berge herauf. Im Juli 1847 wurde auf dem Theater in Trient durch das Opernpersonal eine von Rossini komponierte Papsthymne unter demonstrativem Beifall des Publikums gesungen, ohne daß die Behörde dagegen einschritt. Dem Kreishauptmann trug diese Unterlassung Rügen aus Innsbruck und aus Wien ein. Am Morgen des 19. September war am Kreisamtsgebäude ein großer Zettel angeschlagen: „Viva Pio nono, morte ai Tedeschi!“ Der Kreishauptmann legte solchen Dingen keine Bedeutung bei. Er berichtete nach Innsbruck, dem Vorfalle liege wohl nichts anderes als eine von Nachtschwärmern verübte mutwillige Bäuberei zugrunde, auf die nicht der geringste Wert zu legen sei, „da an den treuen Gesinnungen und der aufrichtigen Anhänglichkeit der Bewohner der Stadt Trient an das allerhöchste Kaiserhaus durchaus nicht zu zweifeln ist.“ Er begab sich nach diesem Vorfalle ohne Bedenken, wie er es seit Jahren gewohnt war, zu einem Erholungsaufenthalte nach Venedig. Wie wenig er auch weiterhin von Besorgnissen über den Lauf, den die Ereignisse nahmen, erfüllt war, erhellt aus einem Schreiben an seinen Bruder vom 19. Jänner 1848. Er sagt darin: „Wir sind hier zwar gegen West und Süd mit politischen Verwirrungen, Monstruositäten und Lächerlichkeiten umgürtet“, aber er glaubt, „daß diese hoffentlich im Laufe des eingetretenen Jahres ihre Lösung erhalten werden.“ Die „Lösung“ kam anders,

als er sich vorgestellt hatte. Die im März ausbrechenden Aufstände in Wien, in Mailand, in Venedig führten in Trient zu ernstesten Unruhen, zu Gewalttaten und zur Verbreitung hochverräterischer Aufrufe. Nachdem ein Bataillon Kaiserjäger in Trient eingerückt war und ein kräftiger Militärkommandant die Zügel in die Hand genommen hatte, trat zwar Ruhe ein, aber es war klar, daß ein Kreishauptmann von der Milde und Nachsicht, wie sie Wilhelm von Eichendorff eigen war, in Trient nicht mehr am Platze sein konnte. Kaiser Ferdinand hatte seit dem 3. April 1848 den Erzherzog Johann zu seinem bevollmächtigten Hofkommissär für Tirol bestellt. Dieser forderte den Landesgouverneur zur Stellung von Anträgen auf, „um unter den gegenwärtigen Umständen für eine kräftige und zweckmäßigere Leitung mehrerer tirolischer Kreisämter die dringend gebotene Fürsorge zu treffen.“ Demgemäß wurde unter anderem auch der Trientiner Kreishauptmann „mit Belassung seines dermaligen Gehaltes zur Dienstleistung als Gubernialrat zur Tiroler Landesstelle einberufen.“ (26. Mai) Er folgte diesem Rufe im Laufe des Juni. In Innsbruck fand er wegen der Anwesenheit des aus Wien geflüchteten Kaisers alles in Aufregung und Bewegung. Der Gouverneur übertrug ihm am 3. Juli die Leitung des Präsidialbüros und überdies die Bearbeitung aller Organisationsanträge, welche infolge der neuen konstitutionellen Einrichtungen zur Verhandlung kommen – ein Beweis des ungeschwächten Vertrauens, das Graf Brandis ihm bewahrt hatte. Von da ab findet man unter den Präsidialakten viele, die die feine und zierliche Handschrift Eichendorffs aufweisen. Aber seine Kräfte waren durch die seelischen Aufregungen und Verdrießlichkeiten der letzten Trientiner Zeit doch gebrochen worden. Er fing bald an zu kränkeln. Seine Absicht, in den Ruhestand zu treten und sich zum friedlichen Abschlusse seines Lebens nach Venedig zurückzuziehen, konnte er nicht mehr ausführen. In der provisorischen Wohnung, die ihm in den ebenerdigen Räumen der Innsbrucker Hofburg eingeräumt worden war, starb er am 7. Jänner 1849 an Lungenlähmung. Auf dem Friedhofe von Wilten, wo ihm der Abt Röggl eine Grabstelle an der südlichen Mauer der Pfarrkirche widmete, wurde er begraben. Eine in die Mauer eingelassene weiße Marmortafel, die vom Eichendorffschen Wappen gekrönt wird, trägt folgende Inschrift: „Hier ruht die sterbliche Hülle des hoch- und wohlgeborenen Freiherrn Wilhelm von Eichendorff, k. k. wirkl. Gubernialrat, Landstand in Schlesien und Mähren ex., welcher am 11. September 1787 (sic!) zu Lubowitz bei Ratibor in Schlesien geboren, am 7. Jänner 1849 zu Innsbruck nach längerem Leiden und empfangenen hl. Sterbesakramenten selig im Herrn verschied. – Dem Unvergeßlichen die trauernde Gattin.“

Der Verstorbene hatte in einer mündlichen, an seinem Todestage getroffenen letzt-

[Abb.: Wilhelm Freiherr von Eichendorff, der Bruder des Dichters. Kreidezeichnung um 1820 von dem Tiroler Maler Weyer, Ferdinandeum in Innsbruck –
Zeichnung des jungen Wilhelm von Eichendorff. Aus dem Stammbuche der Madame Hahmann]

willigen Verfügung die Witwe zur Erbin eingesetzt. Nach dem Wortlaute war es zweifelhaft, wie weit sich diese Anordnung erstreckte. Die Streitfrage wurde aber zwischen der Witwe und den beiden Geschwistern Eichendorff, Joseph und Luise, durch freundschaftliches Einvernehmen erledigt. Außer standesgemäßer Ausstattung, Wohnungseinrichtung, Silber usw. war nur noch eine auf ein Gut in Ratibor versicherte Forderung von 5000 preußischen Talern vorhanden, der nicht unbedeutende, aus der Trientiner Zeit stammende Schulden gegenüberstanden. Die Witwe erhielt eine staatliche Pension von 500 Gulden und lebte fortan in stiller Zurückgezogenheit, häufig kränkeln, in Innsbruck. Am 8. Februar 1870 starb sie, 79 Jahre alt, und wurde an der Seite ihres Mannes begraben. Mit seinen Angehörigen war sie immer in liebevollem Verkehr geblieben.

Wilhelm an Joseph von Eichendorff

Bruder, an die alten Zeiten,
An die längst versunkne Welt,
Mahnt Dein Brief, und schneidend gleiten
Seine Worte, ernst gestellt,
Tief mit der Erin'nung Schmerzen
Zu dem einsam stillen Herzen.
Fern und einsam hingestellt
Zwischen den beeisten Klippen,
Sehn' ich mich mit heißen Lippen
Nach dem Strom der alten Welt.
Wenig ist zurückgeblieben
Von des Sängers alten Trieben,
Von dem heimatlichen Port:
Nur noch ein'ge Liebeswunden
Aus den lauen Sommerstunden
Bluten sanft und heimlich fort.
Wenn auf den beschneiten Matten,

Wie ein Geist, die Wolkenschatten
Durch die Mondenhelle zieh'n,
Bangt mir vor dem fremden Lande,
Lösen möcht' ich alle Bande
Und zu Deinem Herzen flieh'n!
Doch die kühnen Felsenzacken,
Wie im Sturm das zorn'ge Meer,
Beugen nicht den grauen Nacken,
Halten Wache um mich her.
Grüße unseres Kampfs Genossen!
Ihnen auf den Flügelrossen
Reich' ich meines Grams Gedicht.
Ob in diesem ew'gen Wehe
Ich verderbend untergehe,
Ob ich singend auferstehe,
Gott, ich weiß es selber nicht!

Aus oberschlesischen Stammbüchern

Von Karl Freiherrn von Eichendorff †

Auf den Wert, den die Stammbücher, diese Zeugen längst entschwundener Tage, sowohl für Heraldiker, Maler und Sprachforscher, als auch für die Sitten- und Kulturgeschichte haben, ist von berufener Seite schon so häufig hingewiesen worden, daß eine Wiederholung an dieser Stelle überflüssig erscheint. Hervorgehoben sei nur, daß diese oft unscheinbaren Bücher, neben einer Menge häufig wiederkehrender Gemeinplätze, mitunter kernige Aussprüche von Persönlichkeiten aufweisen, deren Namen weit über die Grenzen ihrer engeren Heimat hinaus einen guten Klang haben, und nicht selten Kostümbilder, Wappenzeichnungen und Landschaftsdarstellungen von hervorragender Schönheit enthalten. Schon Goethe hatte die Wichtigkeit derartiger Aufzeichnungen in ihrem vollen Umfange erkannt und sich vorübergehend mit dem Gedanken beschäftigt, die in der Stammbuchsammlung der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar verborgenen Schätze an das Licht zu ziehen.

Von den Eintragungen in den hier zur Besprechung kommenden Stammbüchern verdienen diejenigen Josephs von Eichendorff unsere besondere Beachtung. Zur vollständigen Wiedergabe auch nur der wichtigsten Geleitsprüche, namentlich aus dem interessanten Gedenkbuche des Freiherrn Rudolf von Eichendorff, reicht der für diese Veröffentlichung zur Verfügung stehende Raum bei weitem nicht aus, wir müssen uns daher auf den Abdruck der Eintragungen des schlesischen Romantikers und solcher Personen beschränken, die ihm im Leben nahestanden und uns aus seinen Tagebuchaufzeichnungen bekannt sind.

Inhaber des an erster Stelle erwähnten Buches war der seit 20. Mai 1798 mit Benigna Sophie Amalie,¹ der damals 23jährigen Tochter des Landschaftssyndikus Adolf Ludwig Ernst Taubert und seiner Gattin Sophia Auguste Spangenberg² vermählte Justitiar und Justizkommissarius Karl Hahmann. Als bald nach seiner Übersiedlung von Cosel nach Ratibor trat das junge Ehepaar mit der Familie des Lubowitzer Schloßherrn

¹ Geb. in Cosel am 20. Mai 1775.

² Tochter des Hofrates Spangenberg und seiner Gattin, geb. Woitz, aus Hirschberg im Voigtlande.

in freundschaftlichen Verkehr. Im Promemoria Josephs von Eichendorff wird Hahmann am 2. Oktober 1806, gelegentlich einer Einladung „aufs Ratiborer Schloß zu einer Privatkomödie und zum Balle“, erstmals erwähnt, es haben jedoch anscheinend schon früher Beziehungen zwischen den beiden Familien bestanden, da der Syndikus Taubert im Jahre 1801 bei einer in Lubowitz vorgenommenen Taxation dort als Beauftragter der Oberschlesischen Fürstentumslandschaft einige Tage verweilte. Nach dem Ableben Hahmanns, der 46jährig im Ratiborer Schlosse starb, bezog die Witwe als Pensionärin ein kleines herzogliches Haus in Ratibor-Bosatz, wo sie am 28. März 1848 im Alter von 73 Jahren aus dem Leben schied. Von ihren vier Söhnen waren ihr zwei im Tode vorangegangen.

Die lebenslustige, hübsche, nach einem mir vorliegenden, offenbar einer späteren Lebensperiode angehörenden Miniaturbildnis üppig entwickelte „Madame Hahmann“ wurde von den Brüdern Eichendorff schwärmerisch verehrt. Es dürfte auch keinem Zweifel unterliegen, daß die bereits im gereiften Alter stehende Frau den geist- und lebensprühenden Jünglingen weitgehendes Interesse entgegenbrachte.³ Der Hahmann-Episode gehören unter anderem nachstehende Jugenddichtungen Eichendorffs an: „Wehmut“ („Es waren zwei junge Grafen“), „Beim Erwachen“, „Das Zaubernetz“ und die in ihrer ursprünglichen Fassung das Stammbuch der „Madame Hahmann“ schmückenden, vom Dichter später umgearbeiteten Verse: „In das Stammbuch der M. H., Akrostichon mit aufgegebenen Endreimen.“ In der Wahl der literarischen Vorbilder macht sich um die Wende des 18. Jahrhunderts ein entschiedener Umschwung bemerkbar. An die Stelle der gefühlsseligen, oft banalen Verse der Aufklärungszeit treten von der ernsteren Lebensphilosophie Kants getragene Denksprüche unserer jugendfrischen nationalen Idealisten Fichte und Schiller.

Neben dem, was die Stammbücher für die Erkenntnis der Eigenart der Einzelnachweise bieten, erscheint noch der Umstand besonders bemerkenswert, daß Eichendorff schon vor seiner Abreise nach Heidelberg mit Fichtes Schriften vertraut war und seine Eltern, denen nach der Schilderung des Lubowitzer Lebens und Treibens in „*Abnung und Gegenwart*“ eine eigentlich poetisch idealistische Richtung, die hervorragende Gabe ihrer sämtlichen Kinder, versagt war und die insbesondere der Dichtung mehr achtend als

³ In seiner Erzählung „*Madame Hahmann, Der Liebesroman des jungen Eichendorff*“ („*Schicksalsreigen*“: *Ein Geschichtenkreis von Liebe und Ehe*) hat Hans Brandenburg in dichterisch freier Weise ein Bild dieser Episode im Leben des Dichters entworfen.

begreifend gegenüberstanden, den Werken Schillers offenbar reges Interesse entgegenbrachten.⁴

Aus dem Stammbuch von Karl Hahmann

Jeder Mensch kann, was er soll, und wenn er sagt: ich kann nicht, so will er nicht.
(Fichte)⁵

Zu freundschaftlichem Andenken empfiehlt sich ergebenst Ihr aufrichtiger Freund
Lubowitz, den 4t. May 1807. Joseph B. v. Eichendorff, Stud. Jur. Heidelberg.

Des dunklen Schicksals Spruch,
Nicht menschliches Bemühen,
Muß Menschen von einander trennen.
Was je sich fliehen soll, wird im Moment sich fliehen
Was je sich kennen kann –
Wird im Moment sich kennen.

Zur gütigen freundschaftlichen Erinnerung empfiehlt sich hiermit
Ihr aufrichtiger Freund
Lubowitz, den 4t. May 1807 Wilhelm Baron v. Eichendorff

In seinen Thaten mahlt sich der Mensch.
(Schiller)⁶

Dies zum geneigten Andenken ihres wahren Freyndes
Lubowitz, den 3. October 1807 Adolph Baron von Eichendorff⁷

Groß kann man sich im Glück, erhaben nur im Unglück zeigen.
(Schiller)⁸

Auch entfernt erinnern Sie sich manchmahl an Ihre aufrichtige Freundin
Lubowitz d. 30ten Sept. 1807. Caroline Freyin v. Eichendorff.⁹

⁴ Die Kenntnis der beiden Hahmannschen Stammbücher verdanke ich der Urenkelin der „Madame Hahmann“, Frau Paula Hauer in Olbersdorf.

⁵ Dieser Sinnspruch, der inhaltlich ein echter Fichte ist, konnte, dem Wortlaute nach, in dessen Schriften nicht festgestellt werden.

⁶ Aus den 1795 erschienenen „*Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen*“.

⁷ Des Dichters Vater.

⁸ Aus Schillers Abhandlung „*Vom Erhabenen*“ (1801). In der Wahl des Sinnspruches ist, allem Anschein nach, ein Hinweis auf die über die Familie hereingebrochenen schweren Schicksalsschläge zu erblicken.

⁹ Des Dichters Mutter.

Aus dem Stammbuch von Benigna Hahmann¹⁰

Als die Grazien um Deine Wiege standen,
Rosen Dir um Deine Schläfe wanden,
Lohnt ein Lächeln ihre Zärtlichkeit.
Darf ich auch Dein gutes Lächeln hoffen
Wenn die Freundschaft Dir ein Blümchen streut?
Sieh! – Dieß Herz, der edlen Freundschaft offen,
Sey – – Du lächelst! – sey Dir ganz geweiht:
Auch bey Wenigem vergnügt hienieden
Schrieb ich mich auf dieses letzte Blatt
Mehr als Könige es sind; zufrieden
Wenn Dein Freund in Deinem Herzen
Nur das letzte Plätzchen hat.

Dieß wünscht und empfiehlt sich, Ihr wahrer und aufrichtiger Freund

und Diener

Cosel, d. 27. Juni 1795.

(Rudolf) Freyh. von Eichendorff

Der Morgen fand die schönste Pracht der Nelken
Annoch unaufgeblüht und zu;
Der Abend sah sie welken.
Wer gleicht ihr? – Mensch, das bist Du!

Dies schrieb zum Andenken Dein Dich liebender Bruder

Maslisch-Hammer 25. Sept. 1786.

V. B. v. Eichendorff¹¹

Symb.: Trau! Schau! Wem!

Il ny a point de mortel, qui ne porte les Croix,
Du plus petit jusqu' au plus grands de Rois,
C'est l'ordre du Ciel il faut y subir vous-même,
Et puis qu' ils faut souffrir, souffrez que je vous aime.

Si des lieux la distance vous fait oublié mon nom Ces caractères vous le réstaurent

Votre vrai sincère Ami

Brzeznitz le 24iem Février 1787.

Jean de Schimonsky.¹²

¹⁰ Vergl. A. Nowack, *Das Stammbuch der Madame Hahmann* (Oberschl. Heimat II.)

¹¹ Vincenz Freih. von Eichendorff kaufte, nach seinem Ausscheiden aus der preußischen Armee, 1785 Maßlisch-Hammer mit Dombrowa bei Trebnitz, verkaufte dieses Gut jedoch schon 1789 und starb, nach längerem Aufenthalt in London, am 23. November 1823 zu Lubowitz. Eine Porträtsilhouette ist der Eintragung beigelegt.

¹² Landschaftsdirektor Johann Karl von Schimonsky (1742–1810), Gutsherr auf Brzesnitz, einem in unmittelbarer Nähe von Lubowitz gelegenen Dorfe (mit Porträtsilhouette).

Fühle bei der Morgen-Sonne
Jede Freude, die Dir lacht,
und umglänzt von Glück und Wonne
Dämmere für Dich jede Nacht.
unter süßen Lebensfreuden
flieh Dir jeder Tag vorbey
und von allen bangen Leiden
Sey Dein Edles Hertze frey.

Dieses schrieb zum Andenken Ihre aufrichtige Freundin

Lubowitz d. 26. Febr. 1787

Carolina von Eichendorff

In wildem Wechsel treibt das flücht'ge Leben,
Bang schwebt der Schiffer auf den fliehenden Wogen,
Vorüber Land und Menschen fortgezogen,
Er muß wohin die vollen Seegel streben.
In Dämmerung sieht er noch die Haymath ragen
Cypreßen aus versunknen Blumenwogen;
Herüber schimmerts hold wie Regenbogen,
Er steht allein – und kann nur sehnend klagen. –
Nichts weilt – doch aus der Erinnerung süßen Schmerzen,
Da blühen wieder die verklungenen Zeiten,
ob auch die lieben Stunden längst vergangen,
Ruht doch ihr stilles Bild im träum'den Herten
Frühlinggleich von Zauberschein umfange,
Freundlich durchs gantze Leben zu geleiten.

Lubowitz, den 1t. May 1807.¹³

Um ferneres gütiges Andenken auch in der Entfernung, bittet

Ihr ergebener Freund und Diener

Lubowitz, d. 1t. Mai 1807

Wilhelm Bar. v. Eichendorff¹⁴

Menschenfreund geneuß ein Glück, das der Jahre spätstes Hundert
So wie das, worin Du lebst, Deines Herzens Werth bewundert.

Zur freundschaftlichen Erinnerung

(Starb im Juny 1799 in Lubowitz).

Carl von Kloch¹⁵

Lubowitz d. 27. Febr. 1787

¹³ Die Anfangsbuchstaben ergeben den Namen des Dichters.

¹⁴ Die Eintragungen der Brüder Eichendorff erfolgten einige Tage vor der Abreise nach Heidelberg. Beigefügt ist eine Tuschzeichnung (Waldkapelle), die durch die Inschrift W. E. Wilhelms Urheberschaft bezeugt.

¹⁵ Eichendorffs Großvater.

Freundschaft ist eine Pflanzte, die unter jedem Himmelstriche nur langsam wächst, heil dem, der in seinem Wohnorte nur eine einzige erzieht.

Gewis können Sie meiner Freundschaft überzeugt sein und herzlich werde ich mich freuen immer die Ihrige zu genießen.

Lubowitz, d. 1t. May 1807

Caroline v. Eichendorff

Rudolf Joseph Benedikt Freiherr von Eichendorff, dessen Stammbuch wir die nachstehenden Eintragungen entnehmen, wurde am 8. März 1767 zu Deutsch-Krawarn als Posthumus geboren, studierte nach Abschluß der Königl. Friedrichsschule zu Breslau Rechtswissenschaft in Frankfurt a/O., erwarb 1791 von seinem Bruder Adolf Radoschau, wurde 1793 zum Landesältesten des Coseler Kreises ernannt und bewirtschaftete das vorgenannte Gut bis zur Zurückgabe an seinen Bruder im Jahre 1798. Er führte fortan ein unstetes Leben, hielt sich abwechselnd in Krakau, Karlsbad, Prag, Breslau, Brünn auf und zog schließlich nach Wien, wo er in völliger Zurückgezogenheit wohnte und am 8. März 1845 sein Leben beschloß.¹⁶ – Ein auf Seide aufgezogener, von Daniel Berger nach einem Gemälde von Chodowiecki hergestellter, Friedrich II. zu Pferde darstellender Kupferstich, der auf der Rückseite von der Hand Rudolfs die Inschrift: „Mein hoher väterlicher Wohlthäter und Gönner“ trägt, schmückt die erste Seite seines „*Tempels der Freundschaft*“. Der 136 Eintragungen umfassende Band enthält an 22 Stellen die Randnotiz: „Zeichnung fehlt, gestohlen von den Franzosen 1814.“ Die im Text eingeklammerten Worte sind Zusätze des ersten Besitzers.

Noch fühl ich eine stille Zähre

Die Dir mein trübes Auge weint.

Sie fließt der Menschlichkeit zur Ehre

Die stets durch Freundschaft uns vereint;

Wirst Du denn einst die Regung lesen,

Die jetzt mein Herz beym Abschied schrieb,

So denke, daß der dis gewesen,

Ein Freund Dir war, es ewig blieb.

Bester Eichendorff indem Du dieses liesest, so denke an Deinen Dich immer
Liebenden Freund

Breslau 1785 am 1. März

H. F. v. Kloch.¹⁷

(Wurde von einer gefällten Eiche, in dem Augenblick, da er sich zu Pferde darunter befand, erschlagen.
Anno 1790).

¹⁶ Über die Jugendschicksale Rudolfs gibt seine unvollendete Selbstbiographie (vergl. „*Oberschles. Heimat*“, Bd. II) Aufschluß.

¹⁷ Die Anfangsbuchstaben des Vornamens sind nicht mit Sicherheit zu entziffern. Der Eintragende war vermutlich ein Sohn des Freiherrn Franz Leopold von Kloch, des Bruders von Eichendorffs Großvater.

Wir ändern nichts durch Thränen, die Vorsicht kann es nur,
Im Winter hilft kein Sehnen, zu einer Blumen Flur,
Man muß die Zeith erwarten und stillen Hertzens seyn,
Dann finden Flur und Garthen, von selbst sich wieder ein.
Wenn Du diese Zeilen liest, so erinnere Dich dann an Deinen Dich zärtlich

liebenden Bruder
Symb.: Allzeith vorsichtig Adolph Baron von Eichendorff¹⁸
Lubowitz den 28. Febr. 1787.

Unser Schöpfer zeigt sich in allen seinen Werken der Natur.
Von Deiner Dich aufrichtig liebenden Stief-Schwester

Radoschau d. 8ten März 1787. Elisabeth von Paulern
Symb.: Immer heiter und vergnügt.

Lieblich ist das Säuseln der Kühle, wenn sie in Blüthen gehüllt den thauenden Abend
begleitet
Erquickend ist der lechzenden Flur der Regen im May, aber lieblicher ist die Erinnerung
einer edlen That

und erquickender ist das Zeugniß eines guten Gewissens.
Diese Zeilen erreichen ihren Zweck wenn sie das Andenken an diejenigen erhalten
welche sich mit Hochachtung nennt Ihre Freundin¹⁹
Charlotte Taubert geb. Schindler.

Kosel den 14t. Febr. 1794.

Ein Name ist eine Kleinigkeit und doch – wichtig bey dem was wir lieben. Er stellt uns
vor Augen, was abwesend ist, und befestigt das Bild in dem Innersten unserer Seele.
Zum Denkmal der innigsten Hochschätzung von Ihrem gehorsamsten Diener

Adolph Ludwig Ernst Taubert²⁰
Kosel, den 14t. Febr. 1794. Oberschles. Landsch. Syndikus.
Symb: Semper idem.

Die Freundschaft hat Rosen, deren Purpur nie bleicht; Nur Vergißmeinnicht
Saugt sein himmlisches Blau aus unsterblichem Geiste.
Zur Erinnerung der Freundschaft, in welcher unverändert bleiben wird Ihre

Freundin
Cosel den 14. März 1794. Benigna Taubert.²¹

¹⁸ Beilage: Von Blumen umrahmte Bildnissilhouette.

¹⁹ Zweite Frau des Syndikus Taubert. Beigefügt ist ein Stich (tanzende Mädchen).

²⁰ Beilage ein Stich (Bekränzung einer Braut).

²¹ Beigefügt ist ein Stich (Mutter mit einem Kinde spielend). Eigenartig ist die Auswahl und

Bleibe so lange mein Freund als die Katzen der Mäuse Feind
und lasse uns bey gutem Wein der deutschen biedereren Freundschaft freuen. –

Dein treuer aufrichtiger Freund und Freundschaftsbruder
Deutsch Crawarn bey **Troppau** den 17t. May 1794. Graf Joseph Schaffgotsch.²²

Schreibe nur meinen Nahmen tief in Dein Herze Ein
So wirdt für Dich und mich kein Stammbuch nötig Seyn.

Cosel, d. 15. Julli 1794 Ernst von Strachwitz.²³
(Landesältesters Cosler Creyses).

Nie soll Dich Deine Wahl gereuen
laß jede Stunde zeuge seyn
Daß Du Stetz zärtlicher Empfindest
Daß Du Stetz fester Dich Verbindest
und jeden Augenblick bereust
Den Du nicht gantz der liebe weyhst.

Cosel, den 15t. Juny 1794 v. Schimonsky²⁴

Sey umschwebt von Freud und Scherzen
Ruhe wohn in Deinem Hertzen
Heiterkeit im Angesicht.
Dulde nie ein hart Geschicke
Und vergiß beim besten Glücke
Niemals Deinem Freunde nicht.
Breslau, den 8t. April 1800.

Zur Erinnerung schriebst Ihr wahrer Freund
August Leißring.²⁵

Der Himmel kröne Dich mit allem Wohlergehn,
es wünscht meine Herze Dich stets vergnügt zu sehn.
(Breßlau) 12ten Octbr: 1801

E. v. Schimonsky.²⁶
(Weybischof, dann Fürsterzbischof von Breßlau).

die Reihenfolge des von der Familie Taubert dem Stammbuche einverleibten Bilderschmuckes.
Allem Anschein nach hat sich schon des Dichters Oheim Rudolf um die Gunst der liebreizenden
Benigna beworben.

²² König. Preuß. Kammerherr (1767–1844).

²³ Graf Ernst von Strachwitz (1755–1826) erwarb 1796 die Standesherrschaft Loslau.

²⁴ Vergl. Anmerkung 16.

²⁵ August Christian Leißring, Schauspieler, (1777–1852), wegen seiner Körperlänge und hagerer
Gestalt von Schiller „Der lange Peter von Itzehoe“ genannt, entzog sich 1799 seinen Gläubigern

Die nachstehenden Einzeichnungen entstammen dem Gedenkbuche des in den Tagebuchaufzeichnungen Eichendorffs oftmals erwähnten Pfarrers Johannes Wodarz, der 1802 als Administrator nach Slawikau, einem dem Lubowitzer Schloßherrn gehörigen Dorfe, kam, wo er bis zu seinem 1827 erfolgten Tode wirkte. Die Brüder Eichendorff waren dem gastfreien Pfarherrn, der in seiner jovialen Art es nicht verschmähte, an den Belustigungen seiner jungen Freunde sich zu beteiligen, von Herzen zugetan. Beide haben sich im Wodarz'schen Stammbuche dichterisch betätigt und durch Federzeichnungen verewigt. – Durch die Eintragung vom 18. November 1805 erfahren wir den Familiennamen des in Eichendorffs Tagebüchern mehrfach genannten „Philippinchen“, des „Genius von 1806“. Am 19. September dieses Jahres verließ das junge Mädchen, nach längerem Aufenthalt als Gast bei der Pächterfamilie in Ganiswitz, „unerwartet und wider alles Versprechen“, die dortige Gegend. Erst gelegentlich der Reise der beiden Eichendorff nach Heidelberg erfolgte am 5. Mai 1807 in Troppau ein „frohes“, viertelstündiges Wiedersehen mit dem „sehr galanten und himmlisch lächelnden Philippinchen“, das nur dann wieder nach Ganiswitz kommen wollte, „wenn die H.(erren) B.(arone) da sind“.

Nicht im Getümmel, nein, im Schoße der Natur,
Am Silberbach, in unbelauschtem Schatten,
Besuchet uns die holde Freude nur
Und überrascht uns oft auf einer Spur,
Wo wir sie nicht vermuthet hatten.
Lubowitz den 26. Januar 1800.

Ihr Freund Wilhelm B. v. Eichendorff.

Seelig, wer im Schos der Freuden
Oft an den Verlaßenen denkt
Wer auf heerdevollen Weiden
Einen Blick den Armen schenkt.²⁷
Lubowitz, den 27. Jenner 1800.

Ihr Freund Joseph B. v. Eichendorff.

in Weimar durch die Flucht nach Breslau, wo er sich 1805 mit einer reichen Gräfin verheiratete. In „*Wallensteins Lager*“ hat Schiller dem „langen Peter“, der hier die Rolle des „Ersten Jägers“ zu spielen hatte, ein literarisches Denkmal gesetzt.

²⁶ Christoph Emanuel Vincenz von Schimonsky, Bruder des vorerwähnten Johann v. Sch., wurde 1797 Weihbischof und 1824 Fürstbischof von Breslau. Er starb am 27. Dezember 1832. Seiner Eintragung ist eine farbige Wappenzeichnung beigegeben.

²⁷ Vermuthlich ein ipse fecit.

Viel Wesens mach ich nicht, der Falschheit binn ich Feindt,
Doch, der es redlich meindt, das ist mein wahrer Freind.
Ganjowitz den 18ten Novemb. 1805

Philippine Böhm.

Ein dichterisches Scherzgebilde Eichendorffs enthielt, nach einer mir vorliegenden Notiz, das Stammbuch eines anscheinend in der Nähe von Grottkau (Kühschmalz) und Neisse begüterten Baron Hans Printz von Buchau. Der Eintrag lautet:

Bleiben Sie hübsch gesund
Und
Besuchen Sie uns recht fleißig;
Dies wünscht am 16ten May
Achtzehnhundert sechs und dreißig
Joseph Carl Benedikt Frei-
herr v. Eichendorff.

Summin

Von Georg Hyckel–Ratibor

Als Adolf von Eichendorff 1795 von den Herrn von Ingersleben mit dem Rittergute Slawikau das Nebengut Summin kaufte, erwarb er damit einen beachtlichen Waldbesitz in der Nähe von Lubowitz; denn zu Summin gehörte ein Waldbestand, der 1801 mit rund 3027 Morgen angegeben wird. Er war mit dem des Toster Besitzes, dessen Verkauf 1798 erfolgte, nicht zu vergleichen, doch durch die Entfernung von nur etwa 17 km Luftlinie vom Hauptgute und als Abrundung und Ergänzung des Lubowitzer Besitzes wertvoller als dieser. Der Summiner Wald war ein Teil jenes Wäldermeeres, das sich tiefdunkel vom jenseitigen Rande der Talaue der Oder bis in den Horizont verliert. Darin lagen das kleine Dorf¹ und das Dominium Summin geheimnisvoll verborgen. Und dort aus dem grünen Grunde lockte es mit raunender Stimme, verhiieß tausend Wunder und konnte so das Ziel der Sehnsucht des jugendlichen Dichterherzens werden. Die Tagebücher Josephs von Eichendorff² verzeichnen für Summin 11 Besuche in den Jahren 1798 bis 1810. Sie finden eine liebevolle Behandlung und Würdigung besonders durch Alfons Nowack,³ sodaß sie hier im einzelnen übergangen werden können. Was die Besuche von Summin so reizvoll machte, war zunächst der Wald von Kiefern, Tannen- und Eichenbeständen, der sich über das dem Vater gehörige Gebiet weit ausdehnte; dann die landschaftliche Vielseitigkeit des Besitzes, der mit dem leicht welligen Gelände, den mitunter ziemlich steilen Abhängen, den 226 Morgen Wiesen und 50 Morgen Teichen und dem sich oft im Dickicht hinschlängelnden Summina-Bache ein recht abwechslungsreiches romantisches Landschaftsbild bot, und endlich die völlige Ungebundenheit und die Freiheit, nach Lust und Laune die Tage zu verbringen und sich fröhlich zu tummeln. Die Fahrten nach Summin können nicht eigentlich als Sommerausflüge⁴ angesehen

¹ Es bestand 1801 aus 37 robotpflichtigen Stellen, 1865 aus 57 Haushaltungen und liegt heute in dem zu Polen gehörigen Ostoberschlesien.

² H. K. A. Bd. 11.

³ Alfons Nowack, *Das Eichendorffschlößchen Summin, Oberschl Heimat* 1917, XII 1; ders., *Das Eichendorffsche Jagdschlößchen Summin, Aurora* 1933.

⁴ Krüger, *Der junge Eichendorff*, Leipzig 1904, S. 162.

werden. Die Veranlassung bildeten sicher meist Besuche des Vaters, der dort nach dem Rechten sehen wollte; denn Summin, das vorwiegend forstwirtschaftlich genutzt wurde, hatte keinen Verwalter, sondern nur einen Förster (1801 Weiß, 1804 und noch 1827 Schöpp) und wurde vom Hauptgute aus verwaltet. Dann waren es meist besondere Anlässe, wie die großen Fischzüge in den Teichen und die jährlichen Jagden. Einmal war damit eine Generalfahrt verbunden, die aber sicher nicht im Sinne von Krüger⁵ als besonders große Vergnügungsfahrt aufzufassen ist, wenn sie sich auch dazu entwickelte, sondern als eine der bei der Fürstentumslandschaft üblichen Besichtigungsfahrten auf die von ihr beliehenen Güter, worauf die Anwesenheit des Landschaftsdirektors von Schimonsky hindeutet. Bei diesen Besuchen, die durchweg nur kurz waren, ergab sich meist mit der vom Alltag losgelösten Gesellschaft mannigfache Gelegenheit zu Schabernak und allerlei lustigen Streichen, die als leuchtende Sunden in der Erinnerung den Ort besonders lieb machten und ihn immer wieder als lockendes Ziel hinstellten. Darum verspricht Joseph von Eichendorff dem kranken Freunde Sonntag 1803⁶ als besonderen Trost in seiner Krankheit, daß sie wieder in Summin frei jagen werden dürfen, „und da solls lustig hergehen! Dann kannst Du alle Tage an diesem Vergnügen mit Anteil nehmen“. 1807 und 1810 schreibt er erfreut in das Tagebuch,⁷ daß es endlich wieder einmal nach Summin gehe. Und wenn er 1815 mißgestimmt in einem Briefe⁸ bemerkt, daß er sich in die frischen Wälder Oberschlesiens werde flüchten müssen, so darf man annehmen, daß dabei die Erinnerung an das Waldidyll von Summin eine Rolle spielte, dem er in dem kurz vorher erschienenen Roman „*Abnung und Gegenwart*“, 8. Kapitel ein literarisches Denkmal gesetzt hatte.

Zum Aufenthalt in Summin diene das Gutshaus auf dem Dominialhofe, das in „*Abnung und Gegenwart*“ als das kleine Schloß mit seinem netten Hofe, mitten in einem einsamen Tale gelegen und ringsum von Tannenwäldern umschlossen, geschildert wird. Es war, wie Nowack richtig bemerkt, das geringste unter den Gutshäusern im Besitze Adolfs von Eichendorff nach 1798. Das bedeutendste war unstreitig Lubowitz, wenn man auch bei unvoreingenommener Betrachtung wird feststellen müssen, daß es nach Umfang und Ausstattung die meisten Herrenhäuser des umliegenden Landadels nicht oder nicht wesentlich überragte.⁹ In Abstand folgen Slawikau, Radoschau und

⁵ a. a. O. S. 162.

⁶ H. K. A. Bd. 12, S. 3.

⁷ H. K. A. Bd. 11, S. 180 u. 263.

⁸ H. K. A. Bd. 12, S. 15.

⁹ Auch die Lebensführung in L. kann, zum mindesten nach 1801, kaum als durchaus feudal u. in mancher Beziehung dem eines kleinen Fürstenhofes gleichend bezeichnet werden. *Aurora* 1932, S. 37, 38.

dann Summin, als das bescheidenste Haus. Es wird zwar Schloß und Schlößchen genannt, aber man muß sich dabei an das Wort Josephs von Eichendorff bei der Schilderung des heimischen Adels¹⁰ erinnern, daß oft ganz unansehnliche Gutshäuser unvermeidlich Schlösser geheißen werden. Noch heute ist das herrschaftliche Gutshaus in Oberschlesien, und mag es noch so einfach sein, im Munde der Ortsbevölkerung „das Schloß“. Das ist auch bei Summin zu berücksichtigen. 1801 wird das Summiner Haus so beschrieben:¹¹ Das herrschaftliche Wohnhaus ist von Schrotholz in gutem Stande und enthält 4 Stuben und 3 Kammern, ingleichen eine Kuchel und ein Gewölbe, wie auch 3 Dachstuben. Es wird nur selten benutzt. Beim Wohnhause ist ein neuer Garten¹² angelegt und mit Obstbäumen besetzt, die aber noch nicht tragbar sind.“ Zum Schluß wird nochmals betont: „Das Haus wird nicht besonders genutzt.“

In diesem Zustande verblieb es die ganze Eichendorffsche Zeit hindurch. Es liegt kein Grund vor, etwas anderes anzunehmen. Von einer Zerstörung durch Feuer und einem Wiederaufbau durch Adolf von Eichendorff insbesondere kann keine Rede sein. Diese in der Eichendorffliteratur immer wiederkehrende Angabe geht zurück auf die Brandschilderung in „*Abnung und Gegenwart*“, 8. Kapitel, und die im 9. Kapitel sich findende Bemerkung, daß Herr von A. (in dem Eichendorffs Vater gesehen wird) den Verlust des einem Brande zum Opfer gefallenen Schlößchens (mit dem das von Summin gemeint sein soll) leicht verschmerzte, „da er ohnedies schon lange willens war, es niederreißen zu lassen, um ein neues, bequemes hinzubauen“. Nach Krüger¹³ soll der Brand sich 1825 ereignet haben, ohne daß er dafür eine Quelle angibt. Nowack¹⁴ verlegt das Ereignis in die Zeit von 1812 bis 1818, wobei er aber voraussetzt, daß die Angaben des Romans überhaupt stimmen. Dazu ist zu sagen: Die Tagebücher des Dichters berichten von einem Brande in Summin nur am 29.10.1806,¹⁵ wobei es sich aber nicht um das Gutshaus handelt, sondern um ein Feuer in der Nachbarschaft, das nicht ohne Eindruck (o Jammer, o Weh) betrachtet wurde. Es darf angenommen werden, daß dieses Erlebnis, vielleicht aber noch ein anderes ähnlicher Art¹⁶ bei Abfassung des Romans nachwirkte und in dichterischer Freiheit auf das Summiner Haus bezogen wurde. Ferner: Wenn der Vater des Dichters nach dem

¹⁰ H. K. A. Bd. 10, S. 387.

¹¹ Tax-Akten Slawikau 1801, Archiv der oberschles. Fürstentumslandschaft.

¹² Es ist sicher der in den Tagebüchern am 12.6.1810 erwähnte Schloßgarten.

¹³ a. a. O., S. 36 u. 162.

¹⁴ *Aurora* 1933, S. 25, Anmerkung.

¹⁵ H. K. A. Bd. 11, S. 158.

¹⁶ H. K. A. Bd. 3, S. 493, Erläuterungen zu S. 96, Z. 26.

Verlust des alten ein neues Schloß in Summin gebaut hätte, so darf angenommen werden, daß dieses bequemer, also geräumiger geworden wäre. Tatsächlich aber ist das Herrenhaus in Summin 1827, also nach dem Tode Adolfs von Eichendorff, noch dasselbe wie 1801. Eine Beschreibung aus dem genannten Jahre¹⁷ sagt: „In dem herrschaftlichen Hofe befindet sich ein herrschaftliches Wohnhaus oder Jagdschlößchen von 2 Etagen, so 7 Stuben, 3 Kammern, Küche und Gewölbe enthalten. Es ist von Schrotholz, mit Schindeln gedeckt und noch in gutem Stande.“

In diesem Zustande ist das Haus auch noch 1841 vorhanden, doch wird erwähnt,¹⁸ daß „das sogenannte Schlössel, das vormalige Wohnhaus des Gutsherrn“ völlig nutzlos ist und der neue Besitzer (seit 1831 Ernst von Eickstedt) die Abtragung beabsichtigt. Diese dürfte auch bald darauf erfolgt sein. Wann, ist unbekannt. Die letzte Erwähnung erfolgt bei Knie, 1845, in seiner „alphabetisch-statistisch-topographischen Übersicht der Dörfer, Flecken, Städte der Provinz Schlesien,“ doch ist dabei zu berücksichtigen, daß das Material zu dem Buche sicher schon früher zusammengetragen wurde. Andere Nachrichten sind nicht zu finden. 1881¹⁹ gibt es kein herrschaftliches Wohnhaus im Gutshofe von Summin mehr.

Eine bedeutsame Stätte der Erinnerung an einen Großen des oberschlesischen Landes und der deutschen Dichtung ist vom Erdboden verschwunden, ohne eine erkennbare Spur hinterlassen zu haben. Sie lebt aber in den Werken des Dichters fort; denn wenn auch, außer in „*Abnung und Gegenwart*“, nirgendwo die Beziehung zu Summin und seinem grünen Revier deutlich wird, auch in Notizen, Entwürfen, u. a. zu dem „*Bilderbuch aus meiner Jugend*“ der letzten Lebensjahre, nicht erkennbar auftaucht, so sind doch überall, ob in Vers oder Prosa, wo Waldesleben und Waldstimmung erklingen, diese als, wenn auch unbewußte, Erinnerungen an das Waldidyll von Summin zu werten; denn „Es ist ein wunderbares Lied in dem Waldesrauschen unserer heimatlichen Berge; wo du auch seist, es findet dich doch einmal wieder, und wäre es durchs offene Fenster im Traum. Keinen Dichter noch ließ seine Heimat los.“

[Abb.: Karl Freiherr von Eichendorff, gestorb. 22.3.1934 in Altenbeuern, Hartwig Freiherr von Eichendorff, Generalleutn. a. D. in Zoppot. Zwei Enkel des Dichters.

Alten- und Neubeuern. Frauenchiemsee, Ruhestätte von 3 Enkelkindern Eichendorffs: Karl von Eichendorff, Abtissin Placida von Eichendorff, Arnold von Eichendorff.]

¹⁷ Tax-Akten von Slawikau 1827.

¹⁸ Tax-Akten von Slawikau 1841.

¹⁹ Tax-Akten von Slawikau 1881.

Was ist uns Eichendorff?

Erstes Kapitel aus der oberschlesischen Erzählung „*Vater und Sohn*“

Von Rudolf Fitzek

Der Häuer Valentin Cipra hat es nicht leicht. Er stößt den fauchenden Bohrer in das schwarze Gestein, er kriecht auf allen Vieren durch den werdenden Stollen. Stickinge Feuchtigkeit beklemmt ihm den Atem, Wasser tropft auf ihn herab und mischt sich mit seinem Schweiß. Jahr aus, Jahr ein belauert ihn der Tod. Valentin ist trotz allem ein glücklicher Mensch, denn er hat einen Sohn. Als er ihm vor 18 Jahren geboren wurde, hat er ihn in dumpfem Jubel Maximilian genannt, das war ein Wunsch und eine Forderung. Er hat damals nicht geahnt, daß beides sich so herrlich erfüllen könnte. Valentin läßt seine Keilhaue auf einen Riesenbrocken heruntersausen, den er eben abgesprengt hat, Splitter spritzen umher. „Bist du verrückt, Mensch?“ fragt der Schlepper Machowiak, der in seiner Nähe schaufelt. Valentin lacht nur und drückt seine Schnurrbartspitzen hoch. „Von wem der Junge das bloß hat!“ denkt er zärtlich. „Ich habe ihn gezeugt, das steht fest. Die Ähnlichkeit kann jeder feststellen!“ Valentin ist sehr stolz. –

Die Oberrealschule der oberschlesischen Stadt, in deren Nähe Valentins Grube liegt, veranstaltet einen Elternabend zu Ehren des Dichters Joseph Frh. von Eichendorff. Valentin weiß längst, wer an diesem Abend die Festrede hält, aber er stiert auf das Plakat wie Kolumbus, als er den ersten Zipfel Amerikas zu Gesicht bekam, dann geht er ein Stück weiter und dreht wieder um. Er sieht hochmütig nach der andern Seite und spuckt in den Rinnstein, aus den Augenwinkeln schießt er wieder in das Schaufenster. Da steht es immer noch, dick und schwarz auf rotem Papier: Festrede Maximilian Cipra, Schüler der Oberprima 1. –

Valentin fährt heute eine Stunde eher hinauf, er hat den Steiger, wie es sich gehört, um Urlaub gebeten. Schon um 7 Uhr wandert er in die Stadt. Er hat Zeit, um 8 beginnt erst die Veranstaltung. Er schlendert durch die Straßen, bei Kleinschmidt, der die besten Zigarren hat, kauft er entschlossen 5 Stück à 20 und schiebt den Beutel

schmunzelnd in die Tasche. Als er der Oberrealschule näher kommt, wird ihm unbehaglich. Wäre es nicht besser, morgen in der Zeitung zu lesen, wie es gewesen ist? Valentin blickt an seinem Anzug herab. „Nur an den Nähten glänzt er wie Speckschwarte“, murmelt er. Valentin steht vor dem weitgeöffneten Tor des mächtigen Schulgebäudes und ist davon überzeugt, daß er in die feine Bürgergesellschaft überhaupt nicht hineinpaßt. Er würde umdrehen, wenn er Maximilian nicht versprochen hätte zu kommen und das Versprechen mit einem fürchterlichen Fluch bekräftigt hätte. „Der Junge ist richtig,“ denkt er gerührt, als er bekommen die breite Treppe hinaufsteigt, „der schämt sich seines Vaters nicht!“

Die in den Saal strömende Menge nimmt Valentin mit, er gelangt unbeobachtet auf einen leeren Platz in den hinteren Reihen. Er hält den Hut fest auf den Knien und atmet freier, niemand beachtet ihn. Er bewundert scheu die prächtige Aula mit ihrem braunen Holzgetäfel, den bunten Fenstern und den Wappen der oberschlesischen Städte die Decke entlang. Er sucht Maximilian mit seinen Blicken unter den Schülern, die sich auf der Sängerempore drängen, er findet ihn nicht. Schon klopf der Gesanglehrer mit seinem Stab, und der erste Chor wird harmonische Gestalt, zauberhaft wandelt sich der Saal in hügel- und wälderwogendes Land: „*O Täler weit, o Höhen!*“

Dort, wo geheimste, nie erfüllte Wünsche in der Seele verschlossen ruhen, spürt Valentin einen Druck, eine Tür öffnet sich zu einem Spalt, einzelne Bilder drängen ungeordnet heraus: Ein kleines Haus, das ihm gehört, ein Garten, mit üppigen Sonnenrosen, Feld, auf dem seine eigenen Kartoffeln prächtig stehen. Er stützt am Bach und hängt seine heißen nackten Füße in das herrlich kühlende Wasser, die Pfeife, an der er behaglich saugt, ist mit saftstrotzendem Preßtabak bis obenan gefüllt, er streckt sich ins Gras und blinzelt schläfrig nach den weißen Wölkchen, vom Rauschen des nahen Waldes umwiegt. Kein Schornstein, keine Halde, soweit nur das Auge reicht, und kein Bimmeln der wartenden Förderchale mehr.

„Was ist uns Eichendorff?“ hört Valentin eine Stimme fragen. Er schrickt zusammen, sieht seinen Sohn vorn am Rednerpult stehen. Mit ihm horcht der ganze Saal nach dem Bergmannssohn hin, der blaß bis in die Lippen das Podium durch eine Seitentür betreten hat und im Augenblick seiner Frage von glühender Röte überflammt wird. Die Sätze stoßen leidenschaftlich aus ihm hervor, alle spüren es, hier schleudert ein Herz seine verheimlichte Glut heraus, weil die Not, sich erschließen zu müssen, größer geworden ist als die Scham des Verbergenwollens. Was ist uns Eichendorff, uns, dem Volk der Verstoßenen, das in den Bauch der aufgerissenen Erde fährt, ewig hinunter in die Nacht, in die Gefahr des stürzenden Gesteins und der schlagenden Wetter, in

armselige Kasernen gepfercht für die bleierne Rast allzukurzer Tage, von Fabriken umlärm, von Halden umdüstert, ewig den Schmutz gequälten Erwerbs auf Antlitz und Händen! In seiner Welt aber rauscht uns gnadenvoll der Wald, grüne Berge steigen ins Licht, in ruhevoller Gelöstheit dehnen sich Täler und nehmen die Dörfer an ihre Brust. Eichendorff, Welt des freien und strahlenden Lichts, des balsamischen wundenheilenden Waldesdunkels, voller Unschuld des Herzens und gläubigsten Gottvertrauens, ewige Heimat unsrer Seelen!

Valentin preßt seinen Hut in den Fäusten. So hat noch kein Priester mit gewalttätiger Hand sein Inneres aufgerissen wie dieser brennende Mensch da vorn, der sein leibhaftiger Sohn ist. Ergriffen lauscht der Saal, der Beifall am Schluß geht wie eine heiße Woge über Valentin hinweg, während Maximilian schamvoll verschwindet, wie er gekommen ist.

In einer dunklen Toreinfahrt, an der alle vorbei müssen, wartet Valentin nach Beendigung der Feier auf seinen Sohn. „Maximilian“, ruft er gehemmt aus dem Schatten. Der erkennt die Stimme sofort, löst sich von den verwundert weitergehenden Kameraden und tritt ins Dunkel zu ihm. „Maximilian“, stammelt Valentin hilflos. Er weiß nicht, was er noch sagen soll. Tödlich verlegen ist auch Maximilian, Valentin packt ihn vorn am Rock und ringt vergeblich nach einem Wort. Da knistert es in seiner Brusttasche. Er zieht den Zigarrenbeutel heraus, faltet ihn mit bebenden Fingern auf: „Rauch, Maximilian, Rauch! Ich hab’ sie für dich gekauft!“ Die beiden lachen im Dunkel, bedienen sich gegenseitig. Die ersten Wolken blasend, treten sie auf die Straße.

Als sie auf der Landstraße nach ihrem Grubendorf einhertrotten, bemerkt Maximilian fachmännisch trocken: „Die Zigarre ist gut!“ „Zwanzig Pfennig,“ sagt Valentin. Am Eingang des Dorfes, linker Hand, ist das Gasthaus von Anschütz, wo die Bergleute nach der Schicht einzukehren pflegen. Valentin sieht nicht das Lächeln um die Lippen seines Sohnes. Er selbst wagt nicht, etwas zu sagen, er kann seinen Herrn Sohn da nicht hineinführen. „Wie wär’s Vater“, sagt Maximilian, „meine Zunge ist etwas trocken.“ „Maximilian!“ ruft Valentin und haut seinen Sohn auf die Schulter. „Zwei Cognaks“, sagt er, als sie an der Theke stehen. „So einen großen Sohn haben Sie schon, Herr Cipra,“ bemerkt die dicke Anschützkin und breitet ihre Brust auf dem Schanktisch aus. „Noch zwei,“ antwortet Valentin nachsichtig, sie könnte längst wissen, daß dieser junge Herr hier sein Sohn ist. „Der Herr Sohn hat doch heut eine Rede gehalten in der Stadt,“ fährt die Wirtin fort. „Noch zwei,“ ruft Valentin, sieghaftes Wohlwollen in der Stimme. Als sie mit dem dritten Glase

anstoßen, zwinkert Valentin listig: „Wenn du ausstudiert hast und ein Doktor bist, wirst du Wein trinken!“ Maximilian wehrt bescheiden ab. Valentin haut die Faust auf die Theke: „Du wirst Wein trinken, sag’ ich. Keine Widerrede!“ „Ich hab’ einen sehr guten Ungarwein, meine Herren,“ bemerkt die Wirtin, „fettsüß, ein süßfiges Tröpfchen.“ Maximilian faßt Valentin unter den Arm. „Gehen wir, Vater. Es war ein anstrengender Tag für mich.“ Valentin folgt gehorsam. Im dunklen Hausflur der Schenke drückt er seinen Sohn endlich an die Brust. „Du bist nicht hochmütig! Du rauchst und trinkst mit dem alten Bux, der Dein Vater ist. Das ist das allerschönste an dir, mein Maximilian!“

Eichendorff?

Von John Rothensteiner, St. Louis, U. S. A.

Stille Gärten hinter verschieg'nen Mauern;
Marmorbilder blicken aus dunklem Laube
Und das Mondlicht schläft auf den breiten Stufen
Deines Palastes,

Wo bezaubernd sinnige Traumgebilde
Durch den Äther klingenden Fluges schweben,
Von dem Glanz und Dufte des Ideales
Leuchtend umflossen.

Aus der Ferne locken des Waldhorns Klänge;
Waldesodem weht, und die blaue Sehnsucht
Webt im Dämmer ihre verträumten Bilder
Seliger Zukunft.

Und du selber wandelst die mondbeglänzten,
Stillen Wege, sinnend in dich versunken,
Wie der Frühling jugendlich und der Liebe
Erstes Erwachen.

Romantisches Saarland

Von Ewald Reinhard

Deutschlands Gebirge sind selten heroisch; wo die hochragende Felswand der Alpen aufsteigt und wo die getürmte Welt eines wahrhaften Gebirges beginnt, ist auch die Grenze des Deutschen Reiches.

Die Höhenzüge in Mitteldeutschland zeichnen sich durch eine gewisse Lieblichkeit aus, nur gelegentlich schlägt einmal eine Welle großartigerer Naturgestaltung auf. So etwa im Riesengebirge, im Elbsandsteingebirge, im Harz.

Und dann ist auch mitunter in Hunsrück und Eifel etwas Brodelndes, groteskes Felsenspiel. Man denkt an Steingetürrn bei Gerolstein; ebenso kann man gelegentlich an der Saar den Pulsschlag urweltlichen Geschehens verspüren. Da, wo der Fluß von aufgereckten Felsmassiven in kanonartige Einschnitte zusammengedrängt wird. An der „Clöv“, der großen Saarschleife. Der Blick schweift über düsteres Gewälde, tief unten blitzt das Gewässer. Stille ringsum. Oben im Äther hängt einsam ein Falk. In diese weltverlorene Einsamkeit, wo Wagen und Autos stilwidrig und lächerlich wirken, gehören die Ruinen einer mittelalterlichen Burg. Montclair! Trutzig ragen die gebrochenen Mauern der einstigen Ritterveste aus den Baumwipfeln. Die einstigen Herren dünkten sich nicht wenig; wagten sie doch einem Kurfürsten von Trier Trotz zu bieten, der sie aber dann doch bezwang. Nach langwieriger Belagerung.

Und daneben das Saartal bei Serrig. Auch hier jähstotzige Felsen, voll romantischen Gewirres. Auf dem Kamme eine Wälderkappe. Ab und zu ein Kreuz, eine Kapelle, wie in Taben; und „die Klause“. Ein Königsgrab an der Saar! Aus dem grauen Gequader der Felsen wächst plötzlich ein apsidenartiger Kapellenabschluß heraus, so weit, daß er auf einem schmalen Vorsprung Platz hat. Welcher König ward wohl in dieser erhabenen Natur beigesetzt, weit ab von jeder Königsresidenz? – Auf Geheiß König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, des Romantikers auf dem Throne, ward hier im vorigen

Anmerk. Das Saargebiet will heim ins Reich. Es ringt schwer, aber hochgemut um sein Deutschtum. Was die Brüder von der Saar heute dulden und kämpfen, fühlt Allddeutschland zu innerst mit. Auch unser Almanach „*Aurora*“ denkt hiermit an die Brüder an der Saar und schreibt ihnen das Eichendorffwort ins Stammbuch: „Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund“.

Jahrhundert für die sterblichen Überreste des blinden Böhmenkönigs Johann diese einzigartige Grabstätte geschaffen. König Johann war einer der größten Kriegshelden seiner Zeit, der sein tatenreiches Leben auf dem Schlachtfelde von Crécy beschloß; und nun hier in der Abgeschiedenheit des felsigen Flußtales der Ewigkeit entgegenschlummert. Wen weht nicht erhabener Schauer an, wenn er im Dämmerchein des stimmungsvollen Kirchenraumes steht, vor dem stillen Schläfer, vor dem einst die Gewaltigen der Erde erzitterten! Und beim Austritt aus der Kapelle, welch ein romantisches Landschaftsbild!

Nach Mettlach zu, das durch seine Plättchenfabrik weltbekannt ist, verflucht die Natur. Aber das gewaltige schloßartige Gebäude der vormaligen Benediktinerabtei gibt dem Ganzen noch einmal eine schöne Note. Je weniger man von diesen alten Kulturstätten an der Saar, von Mettlach, von Wadgassen, von Tholey in der großen Geschichte weiß, desto mehr verfällt ihr Andenken der sinnierenden Legende, der raunenden Sage.

Selbst da, wo die Hochwacht des Saargebietes, der Schaumberg, sich erhebt, hat die Natur etwas Flächiges, rund gewelltes Hüggelland mit aufgesetzten Kuppen! Die Farbe der Landschaft ist eintönig: Grün in Grün. Und doch, wenn die blaue Himmelslocke darüber steht, ist auch dieser Erdenwinkel schön.

Die besonderen Vorzüge wollen gesucht sein. Sonst bieten sich Naturschönheiten meist dar. Mitunter etwas aufdringlich. Unter künstlich-bengalischer Beleuchtung. Wer wüßte von solchen Dingen im Saargebiet? Aber wer Sinn für romantische Verträumtheit hat, der gehe mit mir von der malerischen Burgruine Kirkel durch den schweigenden Wald, stundenlang. Im Zwitterlichte der durchdringenden Sonnenstrahlen. Umspielt von all dem poetischen Geflüster deutscher Wälder. Und endlich, wie um die Stimmung zu erhalten, eine halbverfallene Klostersruine, Wörschweiler. An der Kirchenmauer lehnen alte Grabsteine. Von den Säulen stehen nur noch Stümpfe. Einzig ist der Blick von der waldigen Höhe in das sonnenbeschiedene Tal. Nach Homburg hinüber. Der Grenzstation. Dessen „Karlsberg“ die Franzosen in Trümmer legten. Nach Bierbach. Wo eine prachtvolle römische Villa unter der Grasnarbe zum Vorschein kam. Und hinab nach Blieskastel.

Die einstige Residenz der Reichsgrafen von der Leyen hat sich nur wenig vergrößert. Dafür haftet in den lauschigen Winkeln und den eckenreichen Gassen und Gäßchen noch so viel von der alten Zeit, daß man sich unversehens von Hofgeschichten vergangener Tage umspinnen fühlt. Aus der Zeit des Glanzes, da Reichsgraf Franz mit seiner hochgemuten Gemahlin Marianne regierte, da die große Reichsgräfin allein das

Szepter führte, Kunst und Wissenschaft blühten, Handel und Gewerbe sich regten. Bis eines Tages die Brandfackel der französischen Revolution in das stille Glück hineinleuchtete, die Gräfin fliehen mußte, und hinter ihr die Fürstenherrlichkeit in Schutt und Trümmer sank. Die Hofkirche blieb erhalten.

In unseren Tagen lebte in Blieskastel die Wallfahrt zu der „Mutter Gottes mit den Pfeilen“ wieder auf. Da steigen wieder Pilger mit wehenden Fahnen den steilen Berg hinauf, Gesänge ziehen durch die waldfrische Luft, und in der stillen Kapelle beten Tausende zu der „wunderschönen Frau“, die aus Himmelshöhen die Gnaden bringt. Kapuziner versehen den Dienst an dem wiedererstandenen Heiligtume.

Noch weiter südlich aber birgt sich im Schoße tiefer Wälder eine andere Weihestätte: Gräfintal, der romantischste Winkel des Saargaus. Wilhelmiten hielten hier einst die heilige Wacht. Fromme Waller kamen hierher von nah und fern; denn hier ward früher die „Madonna mit den Pfeilen“ verehrt. Könige und Fürstinnen waren unter den Andächtigen; eine Tochter des Polenfürsten Stanislaus Lesczinski fand hier ihre letzte Ruhestätte. Dann wollte man die Kultstätte nach Blieskastel verlegen; aber ehe das neue Heim vollendet war, brach die Springflut der Revolution herein. Gräfintal verfiel, und wer heute über die Stätte schreitet, wo der Choral der Mönche erscholl, vernimmt nur den ewig-schönen Choral des Bäumerauschens und das andachtsvolle Gezwitzchen der Waldvögel.

Aus Reststeinen erbaute man inmitten der Kirchenruine eine unscheinbare Kapelle, worin der Wanderer über der Zeiten Glanz und Vergängnis nachdenken mag. Gräfintal aber ist ein elegisches Gedicht, dessen einzelne Strophen wie zitternde Geigenmelodien in unserer Seele widerklingen. Traumverloren setzt der Mensch seinen Weg weiter fort. Hat er Glück und Entdeckergeist, so findet er wohl noch die untergegangene Badestätte von „Gutenbrunnen“. Wo dermaleinst Herrn von Welt und Damen von Stand „in galantem Diskurs“ sich ergingen und dem Heil- und Liebesgott huldigten. Auch da echot nur der Wald noch etwas von der „alten schönen Zeit“. Unsagbare Gefühle schauern durch die erschütterte Seele, die es nicht fassen kann, daß, wie in Gräfintal, alle Schönheit verweht ist.

Über den Bergen drüben, an der Saar gelegen, ist jetzt der einzige Ort, „wo des Saarlands Heilborn quillt“ (H. Jos. Becker), Rillingen, dessen barockes Kurhaus durch die Barmherzigen Brüder so erweitert worden, daß es gar zahlreiche Kranke beherbergen kann. Herrlich ist ein Gang durch den an alten Baumbeständen reichen Kurpark, herrlich ein Blick in das lothringische Hügelland, nach Saargemünd und Wölferdingen hinüber.

Die Landschaft von Rilchingen bis unmittelbar vor Saarbrücken ist wiederum reinstes Idyll. Rechts und links im grünen Rahmen mehr oder minder kleine Dörfer; über die geschwärzten Dächer schaut der schlanke Kirchturm, und auf dem glänzenden Wasser des stillen Flusses ziehen die Schiffe, heute leider meist unter dem Zeichen der Trikolore. Komfort kannte man in diesen stillen Dörfern bis in unsere Tage hinein wenig; der einzige Lustort, der Generationen hindurch den friedlichen Bürger an warmen Sommertagen anzog, war die Simbacher Mühle. Wo die grünumspinnenen Mühlsteine neben der Türe lehnen und über der Straße unter tiefzweigigen Bäumen Bank und Tisch zum Niedersitzen einladen.

Und nun die Großstadt des Saargebietes: Saarbrücken, dieses Gemisch von Fürstenresidenz, Geschäfts- und Arbeiterstadt. Welch gewaltige Gegensätze vereinigt sie in sich! In dämmernder Abendstunde an der Ludwigskirche zu weilen, dieser Meisterleistung Stengels, deretwegen man Saarbrücken als Mittelpunkt des südwestdeutschen Barocks in Anspruch nehmen wollte, – in Erinnerung an die Fürsten und ihre bunte Welt versunken, ist sicherlich nicht minder stimmungsvoll als ein Gang über den „Triller“, der stellenweise noch das alte Gartengelände aufweist, in dem Großvater und Großmutter vor zwei Menschenaltern am Sonntagnachmittag geruhsam der Naturmusik der Vögel und Grillen zuhorchten. Und an Wintertagen eine Eisbelustigung auf dem „Deutschmühlenweiher“. Hinter dem bewaldete Höhen aufragen, mit pinienartigen Nadelhölzern, die manchmal an den Süden denken lassen! Noch weiter hinaus Spicherer Höhen, Ehrental, Ehrenfriedhof. Der 6. August 1870, wo deutsche Truppen unter entsetzlichen Verlusten den Franzosen ihre festen Stellungen entrissen, ist die große Sonne der Erinnerung, welche die neuere Geschichte der Saarstadt noch immer zauberhaft verklärt.

Auch wenn man nicht weiß, daß das Zahlenverhältnis der deutschen und französischen Truppen bei Spichern für die Deutschen denkbar ungünstig war, so zeigt ein Spaziergang auf die steilen Höhen hinauf, womöglich noch sommerliche Glut, daß diese Erstürmung eine Heldentat ohnegleichen war. Und wie unsere deutsche Grenzlandbevölkerung daran Anteil nahm! Man denke an die Saarbrücker Gymnasiasten, an den Braunschweiger Husar, an „Schulze-Kathrin“. Wie grausam, daß der Saarländer heute vom „Ehrental“ aus, wo ein gut Teil der Kämpfer bestattet ward, die blutgetränkte Schlachtstätte wieder jenseits der Grenze liegen sieht! Manches kostbare Vermächtnis der Vergangenheit verfiel damit ebenfalls dem Untergange! Wie stimmungsträchtig war z. B. so manches Kriegergrab, das, weitab vom Geräusche

jedes Lebens, am einsamen Waldwege einen stillstehen hieß; moderne Nüchternheit hat sie fast alle beseitigt.

Das Denkmal auf dem Winterberg, ein turmartiges Gebilde mit Säulenhalle um den Sockel, ist das eindrucksvolle Gedenkzeichen an Saarbrückens große Tage. Nicht auf dem Schlachtfelde errichtet, schaut es doch nach dem Schauplatze des gewaltigen Schlachtens hinüber und grüßt zugleich in das sich weitende Saartal hinein, als wenn es jedem von den Taten der Vorfahren künden müßte.

Die neuen Teile der Stadt sind teilweise bis in den Wald hineingewachsen, sodaß man auf der St. Johanner Seite fast bis zum „Römerbrunnchen“ zwischen Häusern wandern kann. Das einst von der Stadt so entfernt lag, daß man es als Ziel eines größeren Ausfluges betrachten konnte. Ein schönes Spazieren ist auch in den Parkanlagen an der Saar, am Staden, in den Luisen- und Rosenanlage, die fast bis zum Schanzenberg führt.

In den Wäldern um Saarbrücken schlummert tief verborgen noch manches romantische Geheimnis. Da ist im malerischen Grumbachtal nach dem pfälzischen St. Ingbert zu ein römisches Götterbild in den Felsen gehauen, von den Leuten „Hänsel und Gretel“ genannt; da ist „Neuhaus“, der kümmerliche Rest eines durch die Franzosen zerstörten fürstlichen Jagdschlusses; da sind so manche Ecken und Winkel, um die nur noch wenige Eingeweihte wissen. Kein großer Dichter hat die Mosaiksteinchen zusammengetragen, vom „Gänsegretel von Fechingen“, von Bucherbach, von Mönchen und Klausnern, von Herregeist und Bürgerdemut.

Nach Saarlouis hinab herrscht die Industrie. Burbacher Hütte. Völklinger Werk. Die Rauchfahnen wehen, nachts leuchten die Feuer. Die Stadt mit dem französischen Namen und dem deutschen Herzen hat viel von ihrem alten Zauber verloren. Da der „bunte Rock“ das Stadtbild belebte, hinter den Festungswerken der gotische Turm der Stadtkirche aufstieg und entfernt an Straßburg denken ließ – Saarlouis eine kleine Landstadt war. Heute ist Saarlouis weitgehend „modernisiert“. Sitz des Obergerichtes.

Weiter abwärts im Tale der Saar liegen nur kleinere Orte, ohne besondere Physiognomie. Seitlich schaut von grüner Bergeshöh die Siersburg herab, ein mächtiger Turmstumpf. Sonst weiß die Gegend wenig von Ritter- und Burgenromantik. Was du sonst noch von verträumten Winkeln im Saargebiete finden magst, Ottweiler, St. Wendel, St. Ingbert, Homburg, ist gewiß noch manches Preises wert, aber der Grundakkord bleibt der gleiche. Eine Erkenntnis schwingt vor allem mit: wir sind in einem kerndeutschen Lande: deutsch sind die Wälder, deutsch die Dörfer und Städte,

deutsch ist das Herz seiner Bewohner. Die Grenzbewohner sind friedliche Menschen, aber wehe, wenn man an ihrem Volkstum rüttelt! 16 Jahre schon kämpft das Saarvolk in zähem, verbissenem Ringen um das „Mark seiner Ehre“. Wer vermöchte zu sagen, was schwieriger ist: der wirkliche Kampf im Felde oder dieser geistige Grabenkrieg!

Aber gemacht: heil uns, wenn der Tag erscheint, wo der Himmel die Farben der Freiheit bläht und deutsche Brüder nach langer Trennung wieder zu den Ihrigen zurückkehren! Über Diplomaten spiel hinweg wird sich ein einziges brausendes Lied erheben: das Lied vom gemeinsamen großen deutschen Vaterlande.

Freudentränen werden quellen, und hohe Wonne wird die Gemüter aller erfüllen, die Zeugen sein dürfen, wie ein lange getrenntes Kind in die Arme der Mutter zurückeilt: Das Volk an der Saar.

Karl von Eichendorffs letzte Fahrt

Von Adolf Dyroff

Nicht alle Deutschen, nicht einmal alle singenden deutschen Männer von heute kennen noch das einst so beliebte Lied, das, ganz abseits von seiner rauhburschigen Weise, Scheffel sang:

Schweigsam treibt ein morscher Einbaum.	Sanft sich wiegend, leis verklingend,
Glatt und ruhig liegt der See.	Süß ersterbend kommt der Ton.
Purpurwarme Abendsschatten	Luft und Welle tragen schwingend
Färben des Gebirges Schnee.	Seinen letzten Hauch davon.
Eines Eilands Klosterhallen	Und der Hand entsinkt das Ruder,
Dämmern aus der Flut empor.	Im Gebet erschweigt das Herz,
Aus dem grauen Münster schallen	Und mir ist's, als trügen Engel
Glocken zu der Nonnen Chor:	Eine Seele himmelwärts:
Sempiterni fons amoris,	Sempiterni fons amoris,
Pia mater salvatoris,	Pia mater salvatoris,
Ave, virgo virginum.	Ave, virgo virginum.

In Attendorfers weicher und doch feierlicher Vertonung vernahm ich vor kurzem diesen Sang, der des Dichters Herz aus der ewigen Idylle Frauenchiemsees angeweht hatte. Das war wie die Vorhersage, daß ich bald gleichen Eindrucks teilhaftig werden sollte. Eben wollte ich einen nicht lange vorher eingetroffenen Brief des Vaters der „*Aurora*“, des Barons Karl v. Eichendorff, erwidern, als mich die erschütternde Kunde von seinem plötzlichen Hinscheiden am 22. März 1934 überraschte. Die Fraueninsel im Chiemsee sollte das Sterbliche an Karl von Eichendorff aufnehmen. Und rasch war mein Plan gefaßt, als eines der Vorstandsmitglieder der „Deutschen Eichendorff-Stiftung“ bei der Trauerfeier am Grabe gegenwärtig zu sein. Ein friskalter Wind wehte von den hohen Bergen herab und vom tiefen See herauf, als der Schnellzug in Prien einlief. Dort traf ich die beiden noch lebenden Geschwister unseres Barons. In Stock warteten die trauernde Gattin und andere Verwandte, sowie Mit-Leidtragende von Nah und Fern. Dann trug der kleine Motordampfer die kleine Gesellschaft an dem stolzen Herrenchiemsee vorüber nach dem zarten Frauenchiemsee, wo im Innern einer malerischen Kapelle, von einer reichen Blütensaat umflossen, der Sarg stand. Tiefergriffen traten die Verwandten und Verehrer des Dahingegangenen in das Dämmer des weihevollen, stillen Raumes ein und hielten im Gedenken der Vereinigung im Allerhöchsten letzte Zwiesprach mit dem edlen, feinen Manne, den alle für alle Zukunft, ach, so schmerzlich entbehren müssen. Bald war auch eine größere Schar von Vertretern der Gemeinden Altenbeuern und Neubeuern nachgekommen, unter ihnen Pfarrer Adam Numberger, ferner die Mitglieder der Gemeindeverwaltung, der

Veteranenverein und der Trachtenverein von Beuern. Und nun ward der Sarg erhoben. Ein zierlich gekleidetes kleines Mädchen, ein mit Trauerflor umschlungenes Kränzchen im blonden Haar, trug auf weißem Kissen die zahlreichen Orden voran, die sich der Offizier und Kriegsteilnehmer Baron von Eichendorff in langjährigem Dienst fürs Vaterland erworben. Unter dem Trauergefolge befanden sich ein Vertreter des Abtes Willibald von Metten, ein Vertreter vom Schloß Neubeuern, Herr von Egloffstein, Kooperator Lenz / Neubeuern und der jetzige und der frühere Vikar der Fraueninsel. Nachbarn des Hauses von Eichendorff in Altenbeuern trugen den Sarg. Die Musikkapelle des Kriegervereins von Altenbeuern ließ Weisen erklingen, bald voll von leidenschaftlicher Klage und Schwermut, bald voll lindernder Helle. Die Fahnen des Krieger- und des Trachtenvereins flatterten im bewegten Winde des sonnigen frühen Sonntag-Nachmittags. Das alles war recht so, wie es unser großer Dichter gerne geschildert haben würde, hätte er's erlebt. Auch ein Gruß aus Wien kam, das wie Schlesien, Halle, Heidelberg, Berlin und Danzig auf immer dem Namen Eichendorff Treue halten wird, durch Professor Ranegger / Mödling, der über Innsbruck zur Trauerfeier sich einfand. Der schöne, lichte Friedhof vor der ehrwürdigen Kirche der Benediktinerinnen war von einer tiefernst blickenden Trauerversammlung erfüllt, als nach den feierlichen Gebeten Pfarrer Numberger das Wort zu einer Ansprache nahm, die so ergreifend und umfassend war, daß jeder weitere Satz den erhabenen Eindruck der Rede abgeschwächt haben würde.

Pfarrer Numberger führte aus:

Die Jahre wie die Wolken gehen
und lassen mich hier einsam stehn,
die Welt hat mich vergessen;

O Trost der Welt, du stille Nacht!
Der Tag hat mich so müd gemacht,

Das weite Meer schon dunkelt.
Laß ausruhn mich von Lust und Not,
bis daß das ew'ge Morgenrot
den stillen Wald durchfunkelt.

So klagt und betet der „*Einsiedler*“ von Eichendorff

Nun hat sich auch auf unseren Einsiedler von Eichendorff die Nacht herabgesenkt, eine Nacht, auf die, so glauben und hoffen wir, ein ewig lichter Tag folgt. Gestern hat das schwanke Boot seinen seit langem müd gewordenen Leib auf diese Friedensinsel gebracht, heute und hier haben wir ihn in die geweihte Erde bestattet; seinen Namen kennen Sie: es ist der hochgeborene Karl Freiherr von Eichendorff, Oberstleutnant a. D., den Gott der Herr nach wiederholter Krankheit, wenige Tage nach Empfang der hl. Ostersakramente, am vergangenen Donnerstag unerwartet schnell zu sich gerufen hat.

Der Heimgegangene war der Enkel des gottbegnadeten Joseph von Eichendorff, der vor 100 Jahren dem deutschen Volke durch seine Lieder so viele unvergängliche Herrlichkeiten geschenkt hat, daß schon um dessentwillen der Name Eichendorff als einer der besten und größten fortleben wird, so lang und so weit die deutsche Zunge klingt.

Im Jahre 1884 trat Karl Freiherr von Eichendorff, damals 21 Jahre alt, als Fahnenjunker in den Dienst des Vaterlandes. Am 1. April dieses Jahres wollte er mit seiner getreuen Lebensgefährtin, Antonie Freiin von Negri, in aller Stille das 50jährige Jubiläum seines Dienstantrittes feiern; Gott hat es anders gewollt.

30 Jahre tat er als treuer Offizier seinen Dienst; während des Weltkrieges diente er, weil nicht mehr aktiv, seinem Vaterlande im Grenzschutz. 1916 wurde seine Brust mit dem eisernen Kreuze geschmückt; er leitete während des Krieges wiederholt vaterländische Veranstaltungen und Jugendaufführungen und erhielt das goldene Verdienstkreuz des Malteserordens.

Als er nach dem Kriege mit den Studien und Forschungen über das Lebenswerk seines Großvaters, des großen Joseph von Eichendorff, begann, gewann er sich weit über Deutschlands Grenzen hinaus zahlreiche Freunde und Mitarbeiter.

Einer derselben, Professor Adolf Dyroff, charakterisierte den Heimgegangenen aus Anlaß seines 70. Geburtstages mit etwa folgenden Worten: er war ein aufrechter Offizier, durch und durch ein Mann der Treue, im höchsten Maße verehrungswürdig, ein mannhaft starker Charakter; dabei ein Mann der Bescheidenheit und der still-vornehmen Zurückhaltung.

Wahrlich, er hat seinem großen Namen Ehre gemacht!

Nun ist er von uns gegangen; die ihn gekannt haben, werden seiner nicht vergessen können; auch wir in Neubeuern und in Altenbeuern nicht; mehr als 12 Jahre hat er zusammen mit seiner edlen, mit uns am Grabe trauernden Gattin die stille, mit Erinnerungen an die Eichendorffs gesättigte Klausel in Altenbeuern bewohnt und dort, in unserem stillen Dorfe, immer zusammen mit seiner ebenso vornehmen wie bescheidenen Gattin, manch gutes Werk getan, wobei die Linke nicht erfahren sollte, was die Rechte tat. Er, der auch ins Verborgene sieht, wird es ihm vergelten.

Der wiederholte Besuch bei seiner Schwester Hedwig, die, dem frommen Zuge ihres Herzens folgend, innerhalb der geheiligten Mauern dieses Inselklosters sich dem Herrn geweiht hat und als Äbtissin nebenan im Friedhof der Töchter des hl. Benedikt ruht, hat ihn nicht bloß seinerzeit veranlaßt, nach dem Süden des deutschen Vaterlandes zu ziehen und sich an der Schwelle der bayrischen Berge anzusiedeln, sondern in ihm auch den Wunsch erweckt, auf dem geheiligten Boden dieser Friedensinsel, fern von dem irrsinnigen Lärm der Welt, mitsamt seinen Angehörigen seine Ruhestätte zu finden. Er hat sie gefunden; möge sie nie gestört werden!

Er ist gestorben als gläubiger Sohn seiner Kirche; wenn man mit ihm sprach, hörte man des öfteren aus seinen Worten heraus, wie sehr er sich der Nichtigkeit alles Irdischen und der Ewigkeitsbestimmung des Menschen bewußt war. Über dem Eingang seiner Klausel in Altenbeuern steht das Wort des *Chorus mysticus*: Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis. Auf sein Grab dürfte man ruhig das Wort aus dem „*Morgengebet*“ seines großen Ahnen schreiben: „Die Welt mit ihrem Gram und Glücke will ich, ein Pilger, frohbereit betreten nur wie eine Brück zu dir, Herr, übern Strom der Zeit. R. i. p.“

Die ersten und die letzten Worte hatte, ohne daß es der Sprecher ahnen konnte, eine doppelte Bedeutung für den Heimgegangenen. „Ganz eigenartig berührte es mich“, schrieb mir Frau von Eichendorff, „als der Herr Pfarrer die Grabrede mit meines Mannes Lieblingsgedicht begann: ‚*Komm, Trost der Welt*‘. Es war das erste Gedicht, das er mir in Musik schenkte“. Die Schlußworte aber – sie entstammen dem „*Morgengebet*“ („O wunderbares, tiefes Schwei-

gen“) – hat die Frau Baronin inzwischen auf den Grabstein setzen lassen. Daher wird, wie seine Vermählung mit der Mutter Erde unter dem Rauschen der Fittiche des großväterlichen Dichteraares geschah, so auch seine stete Ruhestätte von der innigen Verbundenheit gerade dieses Enkels mit dem Lieblingsdichter des deutschen Volkes dauerndes Zeugnis ablegen.

Karl von Eichendorff verdankt die Familie die von den Wundern und Geheimnissen uralter deutscher Vergangenheit umwitterte Gruft, und er hat schon seinen geliebten Bruder Arnold, wie er in der „*Aurora*“ berichtet, ihr anvertraut. Karl von Eichendorff stiftete auch das Grabdenkmal, das von den erdenmüden, ewigkeitsfrohen Schläfern Kunde gibt, die da schlummern. Den erlauchten Namen aus deutscher Geisteswelt, die Frauenchiemsees eigen schöner Friedhof nennt, ist jetzt mit Recht der seine beigeschrieben. Die Fraueninsel betritt und durchschreitet niemand in Ausgelassenheit und oberflächlicher Freude, man versenkt sich in das, was sie dem Menschenherzen durch den Mund ihrer mystischen Klosterkirche, ihrer Gärten, Villen, Weiden und Uferhänge sagt, in besinnlichem Ernst und ernstem Besinnen. Man durchblättert die Chronik, die einst der Münchener Dichter Trautmann, den von Clemens Brentano ersonnenen archaischen Chronikenstil vertiefend, so prächtig begann, mit dankbarem Nacherleben jener behaglich altertümelnden Romantik, wie sie nur aus der gesunden Mischung dichterischer mit malerischer Stimmung und geruhsamem Treiben der Ruderer und Fischer hervorsprießen konnte. Nun haben die Gäste der Insel, wenn sie vor das Grab der edlen Eichendorffs treten und den Namen Karl von Eichendorff lesen, ein neues Erlebnis. Vor ihrer Seele wird auferstehen der Geist eines Mannes, der, in Ehrfurcht zu dem hohen Ahnen aufblickend, von sich rühmen durfte: Mir war es Freud' und Glück, daß ich ein Enkel war.

Erinnerungen an Karl Freiherrn von Eichendorff

Von Professor Franz Ranegger

Meine Bekanntschaft mit dem Enkel des Dichters Joseph von Eichendorff geht in meine Wiener Universitätszeit zurück. Ich hatte von meinem verehrten Lehrer Minor als Dissertationsthema eine Arbeit über Joseph von Eichendorff als Literarhistoriker erhalten. Eine Übersicht über die Eichendorff-Literatur, die ich damals zusammenstellte, gab Dr. P. Expeditus Schmidt in München, der als Vortragender und als Herausgeber der Literaturzeitschrift „*Über den Wassern*“ damals des öfteren in Wien weilte, den Anlaß, mich schriftlich mit Karl Freiherrn von Eichendorff bekanntzumachen. Ich teilte diesem meine Eichendorff-Bibliographie mit und es entwickelte sich ein Briefwechsel, der durch den Weltkrieg eine Unterbrechung erfuhr. Ich stand damals gerade vor der Ablegung der philosophischen Rigorosen. Die militärische Einberufung entzog mich aber bald aller wissenschaftlichen Arbeit. Zunächst unterblieb die Drucklegung der Dissertation, die in Österreich sonst nicht üblich ist, aber von den beiden Germanisten Walther Brecht und Karl von Kraus – Hofrat Minor war inzwischen seinem unermüdlichen Schaffen im schönsten Mannesalter entrissen worden – angeregt worden war. Ich hörte nur, daß auch Baron Eichendorff, der 1908 als Major seinen Abschied genommen hatte und in Wiesbaden seinen literarischen Neigungen lebte, im Gendameriekorps an der deutsch-holländischen Grenze Dienst tat.

Als nach dem Ende des Krieges der sogenannte Sednitzer Fund, der einen guten Teil der Vorarbeiten zu den literarhistorischen Schriften Joseph von Eichendorffs umfaßt, in die Hände des Enkels kam und dieser im „*Wächter*“ den wertvollen Zuwachs seiner Handschriftensammlung beschrieb, wandte ich mich an ihn mit der Bitte, mir Einsicht in die für den Ausbau meiner Untersuchung wichtigen Manuskripte zu gestatten. Der immer Hilfsbereite, mit dem ich wegen des geplanten Abschlusses seiner grundlegenden Bibliographie „*Ein Jahrhundert Eichendorff-Literatur*“ wieder in brieflichen Verkehr getreten war, nahm lebhaften Anteil an der Erweiterung meiner Arbeit und lud mich in sein Tusculum nach Altenbeuern bei Rosenheim in Oberbayern ein, das er 1922 bezogen hatte. Sein nach mancherlei Verzögerungen bei J. Habel in Regensburg erschienenenes Buch übernahm im wesentlichen die von mir entworfene Gliederung des Stoffes. Fast beschämt aber war ich über den Dank, den der Verfasser für meinen bescheidenen Anteil an seiner jahrelangen mühsamen Arbeit im Vorwort aussprach.

Im Jahre 1928 folgte ich der lebenswürdigen Einladung. Ich suchte mir an der Hand einer Zeichnung von Karl Teschemacher und einer Schilderung von Adolf Dyroff (im *Eichendorff-Kalender*) eine Vorstellung von der Landschaft zu machen, in der Baron Eichendorff seinen Alterssitz aufgeschlagen hatte. Der Augenschein überzeugte mich, daß sowohl der Stift des Zeichners als auch das schildernde Wort des Schriftstellers niemals die Ganzheit des Eindrucks wiedergeben können, und darum begnügte auch ich mich mit einigen Andeutungen.

Die Kirche von Altenbeuern mit ihrem hohen, schmalen Turm grüßt weithin ins oberbayrische Land,

ob man nun von Kufstein kommt oder von Rosenheim mit dem Gesellschaftswagen südwärts nach Neu-
 beuern fährt. Zwischen diesem altertümlichen Marktflecken Neubeuern, der von dem gleichnamigen
 Schloß der Baronin Wendelstadt überragt wird, und dem anmutigen Dörfchen Altenbeuern breitet sich in
 mäßiger Höhe über dem Inntal ein schmales Plateau am Fuß des Samerberges aus. Am südlichen Dorfende
 erhebt sich, von den einfachen, blumengeschmückten Bauernhäusern abstechend, eine dreistöckige
 Villa mit einem hohen Schwalmdach, die vor nicht langer Zeit ein Münchener Maler hatte erbauen lassen.
 Karl von Eichendorff hat 1922 sein Heim in Wiesbaden mit diesem versonnenen Landhaus vertauscht.
 Fast in seiner ganzen Ausdehnung flüchtet es sich in den Schutz von Kirsch- und Obstbäumen und wehrt
 so jeden rauhen Eingriff der Außenwelt wie zagend ab. Zwei Dinge an der Außenseite lenken den Blick
 von der Gegenwart in die Vergangenheit zurück: das mächtige Steinwappen jenes Jakob von Eichendorff,
 der Landeshauptmann des Fürstentums Jägerndorf gewesen war und die Erbtöchter des bekannten Adepten
 Michael Sendivoj Freiherrn von Skorkan zur Frau genommen hatte, und die Inschrift über dem Eingang:
 „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“. Dies Goethewort kennzeichnet das, was in diesem Haus
 eine sorgsame Pflegestätte gefunden hat, vielleicht noch mehr als das, was der Erbauer wohl ausdrücken
 möchte. Und so charakterisiert man im Unterbewußtsein, während man noch die ungewöhnliche Silhouette
 dieses schönen Landhauses in sich aufnimmt und den Blick bewundernd über das Medaillenbild der
 Madonna gleiten läßt, schon die glücklichen Besitzer mit einem andern
 Goethevers:

„Selig, wer sich vor der Welt
 Ohne Haß verschließt.“

Als auf mein Läuten der hochgewachsene Herr des Hauses, eine ungebeugte Offiziersgestalt von 65
 Jahren, öffnete und die ersten Begrüßungsworte fielen, war es mir, als stände ich einem alten Bekannten
 gegenüber. Denn vom ersten Augenblicke an trug die Unterhaltung den Ton der Vertraulichkeit, und dabei
 blieb es all die Jahre her. Dem ersten Besuch folgte alljährlich – bis auf 1933 – ein kürzerer oder längerer
 Aufenthalt. Was mich Karl von Eichendorff trotz des großen Altersunterschiedes nahebrachte, war meine
 tiefe Liebe zum Dichter, den er immer stolz-bescheiden „Großvater“ nannte, dann wohl auch meine
 Vertrautheit mit dem Stand und den Einzelfragen der Eichendorff-Forschung. Noch mehr mochte ihm
 der Umstand gefallen, daß mir die wissenschaftliche Beschäftigung mit Eichendorff keine Modesache war,
 sondern in tiefinnerster Übereinstimmung mit dem Lebensethos und Kunstwillen des Dichters ihre Wur-
 zel hatte. Wie manchen hatte er kennengelernt, der sich nur aus vorübergehender Neigung mit dem großen
 Romantiker beschäftigte oder für den er nur ein Sprungbrett für berufliches Vorwärtskommen bedeutete.
 Mit einem untrüglichen Gefühl erkannte er die wissenschaftlichen Konjunkturjäger und verhielt sich kühl
 gegen sie. Es fehlte auch nicht an solchen, die eigenmächtig mit geliehenem Gut, mit den Handschriften
 des Dichters, umgingen oder später unfeinen Dank sagten, indem sie sich offen oder verdeckt gegen den
 uneigennütigen Helfer wandten. All diese Erfahrungen konnten ihn aber nicht bestimmen, seine Schätze
 zurückzuhalten, er blieb keiner Bitte gegenüber taub und half selbstlos der Wissenschaft.

Wenn die Tür sich hinter dem Eintretenden schließt, dann ist es, als ob die Gegenwart versänke und er
 lautlos in eine schönere Vergangenheit zurückglitte. Von den Wänden entlang der Stiege und in den Zim-
 mern grüßen die großen Ahnenbilder und die wertvollen Miniatur-

[Abb.: Karl Freiherr von Eichendorff, der Enkel des Dichters † / Eichendorffhaus in Altenbeuern in Oberbayern]

porträts; diese einzigartige Ahnengalerie vervollständigen fünf Bildnisse und eine Marmorbüste des Dichters sowie Nachbildungen verschiedener Eichendorffdenkmäler. In den Bücherschränken der drei Geschosse stehen die Erstaufgaben und die erste vierbändige Gesamtausgabe der Werke des Dichters, die noch zu seinen Lebzeiten erschien. Die sonstigen Bücher aus dem Besitz des Dichters, die Karl von Eichendorff mühsam zusammengebracht hat, stellen leider nur einen geringen Bruchteil einer großen Bücherei dar. Denn der Geschichtsschreiber der deutschen Literatur und des Dramas der europäischen Kulturvölker, der Übersetzer spanischer Dichtungen des 14., 16. und 17. Jahrhunderts muß eine große Büchersammlung sein eigen genannt haben, die allerdings bei den oftmaligen Übersiedlungen arg dezimiert worden sein mag.

Den kostbarsten Teil des Eichendorff-Archivs, das Baron Eichendorffs Sammeleifer in langen Jahren zustandegebracht hat, stellen die Handschriften des Dichters dar. Wie glänzten jedesmal die Augen des Enkels, wenn er seinem Besucher diese wertvollen Schätze weisen konnte! Sie sind die unentbehrliche Ergänzung der Handschriften, welche die Preußische Staatsbibliothek in Berlin verwahrt. Der Dichter selbst hatte ebenso wie sein erster Biograph und Nachlaßverwalter, sein Sohn Hermann (der Vater Karls), alle biographischen Dokumente, wie die Jugendtagebücher und die Briefe, der Öffentlichkeit entzogen. Hermann von Eichendorff schrieb eine wertvolle Biographie über seinen Vater, leider muß gesagt werden, daß er mit dem schöpferischen Vermächtnis seines Vaters bei der Veranstaltung der 2. Auflage der Gesamtausgabe (6 Bände, 1864), die in Wirklichkeit nur die poetischen Schöpfungen und die Übersetzungen enthält, etwas eigenmächtig umgegangen ist. Willkürliche Textveränderungen verunstalten noch die 3. Auflage der Gesamtausgabe (1883, 4 Bände). Erst Karl von Eichendorff hat die allen Eichendorffs eigene Scheu vor der Öffentlichkeit überwunden und seine reiche Sammlung der Forschung vorbehaltlos zugänglich gemacht und sich allezeit als ein wahrer Freund der Wissenschaft erwiesen. Durch die Erschließung dieser reichen Schätze war erst die historisch-kritische Eichendorff-Ausgabe möglich, die Wilhelm Kosch im Verein mit August Sauer und Philipp August Becker 1908 begann. Sie brachte u. a. in den Bänden 10 bis 12 die Tagebücher und die Briefe von und an Eichendorff, im 22. Band die von Karl von Eichendorff selbst zusammengestellte grundlegende Bibliographie „*Ein Jahrhundert Eichendorff-Literatur*“.

Es ist nicht die Schuld des Enkels gewesen, daß diese so verheißungsvoll und glänzend begonnene kritische Ausgabe stecken blieb. Als die beiden Mitherausgeber ausschieden und der Hauptherausgeber selbst jede unmittelbare Fühlung mit seinem Verleger verlor – eine in der Buchgeschichte wohl vereinzelte Erscheinung, – da stellte sich Karl von Eichendorff selbst in die Bresche und trachtete das aufgefahrene Schiff flott zu machen. Über mehrere Jahre hin erstreckten sich die Bemühungen um einen Verlagswechsel. Ich selbst versuchte über seine Veranlassung einen Wiener Verleger für die Fortführung der Ausgabe zu gewinnen. Diese Angelegenheit war für Karl von Eichendorff eine Herzenssache und immer wieder war er auf einen Ausweg bedacht. So verfahren ist die Sache, daß die ausgedruckten Bände mit den Jugend- und Nachlaßgedichten und mit dem Roman „*Dichter und ihre Gesellen*“, für den der Herausgeber Ewald Reinhard bereits eine namhafte Summe als Druckunterstützung zusammengebracht hatte, noch nicht im Buchhandel herausgekommen sind. Das Eichendorffland Schlesien, in dem der Name unseres Dichters besten Klang hat, wird es, so hoffe ich, als eine Ehrenaufgabe betrachten, auch die Frage der Herausgabe des Gesamtwerkes Eichendorffs endgültig zu lösen.

Solange diese Gesamtausgabe ungefährdet war, hielt Karl von Eichendorff seine Handschriftensammlung für sie zurück. Er veröffentlichte zunächst als Nachtrag zum 11. Band Briefe von Joseph von Eichendorff im *Eichendorff-Kalender* 4 (1913) und 6 (1915), in der von ihm selbst mitherausgegebenen „*Aurora*“ 1 (1929) und im „*Wächter*“ 13 (1931), ferner als Nachtrag zum 10. Band Tagebucheintragen des Dichters im *Eichendorff-Kalender* 10 (1919). Erst als jede Hoffnung auf ein Weitererscheinen der Ausgabe geschwunden war, gab Baron Eichendorff Teile des handschriftlichen Nachlasses für eine anderweitige Veröffentlichung frei. Die bedeutendste Publikation in dieser Richtung sind die Fragmente, die Hubert Pöhllein in der „*Aurora*“ Bd. I (1929) und Bd. II (1932) herausgab und mit umfassender Sachkenntnis kommentierte. Ich selbst bin daran, die handschriftlichen Grundlagen der literarhistorischen Schriften für die erweiterte Druckausgabe meiner seinerzeitigen Dissertation auszubeuten.

Die Altenbeuerner Handschriftensammlung erhält ihren einzigartigen Wert dadurch, daß sie auch alle erreichbaren Eichendorffschen Familienpapiere umschließt, die sich auf den Dichter, seine Eltern, Geschwister und Kinder beziehen. Dieser Besitz setzte Karl von Eichendorff in den Stand, die Familiengeschichte der Eichendorffs in wesentlichen Punkten dokumentarisch zu behandeln. Er machte sich zu diesem Zweck mit der Methode der Genealogie vertraut, befaßte sich mit Heraldik und offenbarte sich als ein ausgezeichnete Kenner der Adelsgeschichte. Seine familiengeschichtlichen Aufsätze räumten mit bisherigen Fehlmeinungen auf und verbreiteten neues Licht über manches Dunkel. Ich nenne „*Eichendorff und seine Vorfahren*“ (*Eichendorff-Kalender* 5 [1914]), „*Eichendorffs Vater*“ (ebd. 13 [1922]), „*Lubowitz*“ (*Aurora* 2 [1932]), „*Eichendorff als Breslauer Gymnasiast*“ (ebd. 3 [1933]), „*Der Zusammenbruch des Eichendorffschen Grundbesitzes*“ (ebd. 4 [1934]), „*Eichendorffs Familienleben*“ (*Eichendorff-Kalender* 15 [1924]), „*Eichendorffs Beziehungen zu Mähren*“ (*Der Wächter* 11 [1929]). Eine umfangreiche Mappe „*Familiengeschichtliches*“ im Nachlaß enthält reichhaltigen Stoff zu einer umfassenden Geschichte der freiherrlichen Familie Eichendorff. Zahlreichen Arbeiten einschlägiger Natur kam der sachkundige Rat Baron Eichendorffs zugute. Die Durchsicht seiner Korrespondenz ergäbe einen Einblick in die vielen Auskünfte, die er erteilt, die Ratschläge, die er gegeben hat. Wie vielen Samen hat er ausgesät, von dem andre die Ernte einheimsten!

Karl von Eichendorff versuchte wiederholt, große Bibliotheken für den Ankauf des gesamten handschriftlichen Nachlasses zu gewinnen. Als diese Bemühungen scheiterten, verfügte er in seinem letzten Willen, daß er nicht zerstreut, sondern möglichst in einer Hand vereinigt bleibe.

Die Familienpapiere bieten der Forschung noch eine reiche Fundgrube. Der Nachlaß Wilhelm von Eichendorffs, des poetisch begabten älteren Bruders des Dichters, wird im laufenden Jahrgang dieses Almanachs von Franz Schumacher verwertet, die Briefe Luise von Eichendorffs, der vielfach anders gearteten, tragisch angelegten Schwester des Romantikers, an Hermann von Eichendorff wurden in diesem Jahrbuch (4 [1934]) von Gustav Wilhelm veröffentlicht, der Stifters Briefwechsel mit ihr in der Prager Stifter-Ausgabe herausgegeben und über „*Stifter und die Geschwister Eichendorff*“ in der „*Aurora*“ 2 (1932) eine einläßliche Studie geboten hatte. Das Beisammensein all dieser Zeugnisse der Eichendorffwelt macht den unbeschreiblichen Zauber des Eichendorffhauses in Altenbeuern aus. Man begreift das Wort eines begeisterten Besuchers: „In allen Winkeln lächelt das Einst und das Gedenken an den Größten des Geschlechtes, dem der Enkel besorgter Erbe wurde“. Der Fall ereignet sich nicht leicht ein zweites-

mal, daß zwei Menschen wie Karl von Eichendorff und seine in jedem Betracht ebenbürtige Frau Antonie ganz im Andenken an den großen Ahnen leben. Dieses Stück gelebter Romantik ist das tiefste Erlebnis, das den Besucher des Eichendorffhauses beglückt. Wenn man ein paar Tage in diesem traumschönen Erdenwinkel weilt, wird man sich erst so recht bewußt, daß auch die ganze Umwelt zu dieser Romantik paßt. Wenn man durchs hohe Markttor auf den winkeligen Marktplatz von Neuweuern mit dem sanft plaudernden Brunnen, der wuchtigen Kirche und den bemalten Häusern kommt oder von der Hochwarte des Schloßberges in das tief unten sich breitende Inntal versonnen blickt, die schöne oberbayrische Bergwelt mit Heuberg, Kranzhorn und Wendelstein streift oder die duftige Ferne trinkt, aus der der Wilde Kaiser, die Hohe Salve und der Großvenediger emportauchen, ist's da nicht, als lebte man in der Tauge-nichtswelt, durch die er gen Italien wandert? Die gleiche romantische Stimmung befällt einen, wenn man zwischen den Ahnenbildern alter, vergangener Zeiten denkt oder am mächtigen Schreibtisch des Dichters oben im lichtdurchfluteten Atelier sich in die erste Fassung des „*Taugenichts*“ vertieft, die noch den Titel „*Der neue Troubadour*“ trägt.

Der Dichter selbst hätte die Wahl des Enkels für dieses Land und diesen Platz im Angesicht der ewigen Berge wohl gesegnet. Nannte sich doch das Geschlecht vielleicht nach einem Marktflecken in Bayern (Eichendorff an der Vils unweit Passau), und der sehnsuchtweckende Blick in die Alpenwelt paßt so recht zur Wesensart der Eichendorffschen Poesie, deren Grundton eine wehe Himmelssehnsucht ist, die die Erde nur als geliehen betrachtet. Frau von Eichendorff hat ganz im Sinne des großen romantischen Strei- ters entschieden, als sie zur Grabschrift Karl von Eichendorff die Eichendorffschen Verse wählte:

„Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu Dir, Herr, überm Strom der Zeit“.

Es wird immer ein Ruhmestitel Karl von Eichendorffs bleiben, daß er auch eine Sammlung der wesent- lichsten Literatur über den Dichter angelegt hat. Den Grundstock bildeten die zeitgenössischen Rezensionen und Gesamtwürdigungen, die meist vom Dichter selbst gesammelt wurden. Sie stammen teilweise aus Zeitungen, Zeitschriften und Almanachen, die dem Forscher schwer zugänglich sind. Viele von diesen sind dankenswerterweise in den Anmerkungen der bisher erschienenen Bände der historisch-kritischen Eichen- dorff-Ausgabe abgedruckt worden. Hermann von Eichendorff († 1900), als Sohn und Biograph lebhaft interessiert, vermehrte diese Sammlung um bedeutende Stücke, aber erst beim Enkel kam System in die Sache. Die neueren Eichendorff-Forscher, von denen so mancher die Gastfreundschaft des Eichendorff- hauses in Wiesbaden und Altenweuern genossen hatte, ließen ihre Arbeiten vielfach willig und dankbar dem Archiv zugute kommen, weil sie wußten, daß sie von Baron Eichendorff gern andern wissenschaftli- chen Arbeitern zur Verfügung gestellt wurden.¹ So hat sich im Lauf der Jahre eine einzig-

¹ Es wäre wünschens- und dankenswert, wenn jede, auch die kleinste Arbeit über Eichendorff ans Eichendorff-Haus in Altenweuern, Rosenheim 2, Oberbayern (diese Anschrift genügt) oder an die Deutsche Eichendorff-Stiftung in Op- pen eingesendet würde. Dieser Wunsch richtet sich namentlich auch an die Schriftleitungen der Zeitungen und Zeit- schriften.

artige wissenschaftliche Sammlung gebildet, von der man nur wünschen möchte, daß sie einst an leicht zugänglicher Stelle künftigen Forschern offen stände.

Aus diesem Teil des Archivs stammt nicht nur die Hauptarbeit Karl von Eichendorffs, seine Bibliographie „*Ein Jahrhundert Eichendorff-Literatur*“ (1925), von der der zweite, von Eichendorff und mir gemeinsam bearbeitete Band im Manuskript fertig vorliegt, sondern auch zwei eigenartige Lesen. Die eine, in den Anfängen von Wilhelm Kosch begonnen (*Eichendorff-Kalender* 2. bis 6. Jahrgang [1911–1915], in ihrem Hauptteil von Eichendorff fortgeführt (*Eichendorff-Kalender* 8. bis 19. Jahrgang [1917–1929/30], *Aurora* 2 [1932] und 4 [1934]), spiegelt Eichendorffs Persönlichkeit und Dichtung im Urteil der Zeitgenossen und könnte, mit den erforderlichen Überleitungen versehen, zu einem würdigen Seitenstück etwa der ähnlichen Werke von Jul. W. Braun über Goethe und Schiller, Gertrud von Rüdiger über die deutschen Romantiker und Eduard Berend über Jean Paul ausgebaut werden; die andere, „*Der letzte Ritter der Romantik in der Dichtung*“ (*Der Oberschlesier* 8 [1926] und 10 [1928]), stellt Gedichte an und auf Eichendorff zusammen.

Nur mit Mühe ließ sich Karl von Eichendorff zu literarischen Aufsätzen bewegen. Er wollte nicht in die geheiligte Domäne der wissenschaftlich vorgebildeten Forscher eindringen. Nach Ablegung des Gymnasiums hatte er die Offizierslaufbahn ergriffen; Herz und Wille aber hätten ihn der Wissenschaft zugeführt. An diesen heimlichen Zwiespalt in seinem geistigen Werden erinnerte des öfteren er mit wehmütigen Worten. Vielleicht hätte ein früheres Drängen von Vertretern der Wissenschaft ihn die Scheu überwinden lassen. Wie glücklich er die Feder auch auf diesem Gebiet zu führen wußte, bezeugen etwa Aufsätze wie „*Eichendorffs Romanze ‚Das zerbrochene Ringlein‘ und ihre Entstehung*“ (*Eichendorff-Kalender* 15 [1924]), „*Lubowitz in seinen Beziehungen zu Eichendorffs dichterischer Entwicklung*“ (Sonderhefte aus dem Ring [Neuß, Rudolf van Haag], 1. Heft, 1927, S. 18–24), „*Uraufführungen Eichendorffscher Bühnenspiele*“ (*Aurora* I [1929]), „*Eigenartiges Gedenken*“ (ebd. 4 [1934]), „*Erlebnisse eines Rheinländers in den beiden ersten Koalitionskriegen*“ (*Eichendorff-Kalender* 15 [1924]) und die schöne Einleitung zu der viel zu wenig beachteten Auswahl Eichendorffscher Gedichte, die er unter dem Titel „*O Täler weit, o Höhen*“ 1922 bei Kösel & Pustet in München mit Illustrationen von Karl Teschemacher erscheinen ließ. Die bedeutsamste Leistung auf diesem Gebiet ist aber die mit Wilhelm Kosch gemeinsam besorgte Neubearbeitung der Eichendorff-Biographie seines Vaters Hermann von Eichendorff (Leipzig 1928, Koehler & Amelang). Die sorgfältige Vergleichung mit der 1. (1864) und 2. (1883) Auflage, dem geistigen Eigentum seines Vaters, läßt die intensive wissenschaftliche Arbeit der beiden Neuherausgeber erkennen, an der Karl von Eichendorff einen Hauptanteil hatte, indem er in erster Linie die familiengeschichtlichen Teile bearbeitete. Von da bis zu eigener wissenschaftlicher Organisationsarbeit, wie sie die Herausgabe des romantischen Almanachs „*Aurora*“ (1. Jg. 1929, 2. Jg. 1932, 3. Jg. 1933, 4. Jg. 1934) darstellt, war kein weiter Schritt. Baron Eichendorff bedauerte tief, daß der Eichendorff-Bund, trotzdem er im „*Wächter*“ und im „*Eichendorff-Kalender*“ eigene Organe besaß, immer mehr zerfiel und im literarischen Leben die einstige Bedeutung zusehends einbüßte. Da zudem über den beiden letzten Doppeljahrgängen des *Eichendorff-Kalenders* (18 [1927/28] und 19 [1929/30]) ein eigener Unstern waltete, verband er sich mit dem angesehenen Philosophen Geheimrat Dr. Adolf Dyroff von der Universität Bonn, einem langjährigen treuen persönlichen Freund, zur Begrün-

derung eines Jahrbuches für die Gesamtinteressen der Romantik; sie gaben ihm nach einem schönen Eichendorffschen Gedicht den beziehungsreichen Titel „*Aurora*“. Diesem ersten Schritt folgte 1931 eine neue Organisation der Eichendorff-Freunde in der Deutschen Eichendorff-Stiftung, deren Obmann Rektor Karl Szczodrok ist, der Herausgeber des „*Oberschlesiens*“, auch ein Eichendorffverehrer von Jugend an, gleichzeitig Mitbegründer der „*Aurora*“. Die Deutsche Eichendorff-Stiftung ist berufen, das Erbe des Verstorbenen treulich zu verwalten und die Aufgaben, die er sich im Leben gestellt, fortzuführen.

Das Bild der geistigen Persönlichkeit Karl von Eichendorffs wäre unvollständig, wenn man es nicht nach der rein menschlichen Seite ergänzte. Dem Fernstehenden mag die Treue, die er seinem berühmten Großvater hielt, und die Achtung vor der großen Vergangenheit als der hervorstechendste Charakterzug erschienen sein. Wie recht hatte Dr. P. Expeditus Schmidt, als er ihm das variierte Goethewort ins Stammbuch schrieb: „Wohl Dir, daß Du ein Enkel bist“. Wer näher mit ihm zu tun das Glück hatte, der war entzückt von der Selbstlosigkeit, mit der er eine Unsumme von Arbeit im Dienste der Forschung leistete, gefesselt von der vornehmen Einfachheit, die ihn in Wort und Tat auszeichnete und sich schon in der reinen Klarheit seiner Handschrift ausdrückte, der unendlichen Güte, die er am bestrickendsten im Verkehr mit seiner Gattin, die ihm allezeit, in Leid und Freud, die treueste Weggefährtin war, und mit Kindern an den Tag legte, der mutigen Geradheit und kernigen Ritterlichkeit, die sich nichts vergab, jeder Falschheit aus dem Wege ging und lieber die drückende Fessel der Einsamkeit ertrug, als daß sie sich je gegen die eigene Natur versündigt hätte. Das Fesselndste in der Unterhaltung war der immer lebendige Humor und die anmutige Schalkhaftigkeit, die jedes Gespräch belebten.

Eine rührende Eigenschaft Karl von Eichendorffs war seine Geschwisterliebe. Seinem Herzen am nächsten stand Hedwig, die 1893 unter dem Namen M. Placida Klosterfrau des Benediktinerstiftes Frauenchiemsee und vor dem Krieg dessen Äbtissin geworden war. Ihr früher Tod (7. August 1921) ging dem Bruder tief zu Herzen. Um ihr nahe zu sein, wählte er auf dem Inselfriedhof einen Platz für die Familiengruft. Oft nahm er auf der Fraueninsel mit seiner Frau kürzeren oder längeren Aufenthalt, am liebsten im Herbst, wenn der Besuchsummel in Altenbeuern abgeebbt war. Karl von Eichendorff gehörte zur großen Schar von Naturliebhabern, die diesen gottbegnadeten Schönheitswinkel in ihr Herz geschlossen haben. In vielen Lichtbildern hielt er die herrlichsten Punkte der Insel und die ewig wechselnden Stimmungen des tiefblauen Chiemsees fest.

Seinen Bruder Waldemar, der unter dem Namen P. Maurus in das Benediktinerstift Emaus in Prag eingetreten war, verlor er früh. Die übrigen Geschwister, von denen heute nur mehr Anna und Hermine von Eichendorff zurückgezogen in München leben (sein Bruder Arnold starb 1929 und ist auch auf der Fraueninsel begraben), sah er in seiner idyllischen Landeinsamkeit gern um sich; eine schier unbeschränkte Gastfreundschaft spiegelt sich in dem Stammbuch, das so viele Namen des Bluts- und Geistesadels umschließt.

Karl von Eichendorff wäre kein echter Enkel des großen religiösen Sängers gewesen, wenn ihn nicht tiefste Religiosität beseelt hätte. Freilich trug er sie nie zur Schau, sondern als kostbarstes Kleinod im Herzen. Sein mehr nach innen gewandtes Wesen brach aber öfters in ergreifender Weise hervor. Daß er nur in der Religion Trost in Trübsal, die ihm nicht unbekannt, Aufrichtung in Verknennung und Verfolgung, die dem Edlen nicht erspart bleiben, fand, spricht das

schöne Gedicht „*Das Gebet*“ aus, das von seinem Vater Hermann von Eichendorff stammt und das seine Gattin nach seinem Tode an leicht sichtbarer Stelle in der Truhe entdeckte, die alle Nachlaßschätze birgt, und das folgenden Wortlaut hat:

Wenn die Trauer in dem Herzen,
Deine Seele stumm verzagt,
Nirgendwo ein liebend Zeichen
Dir als Stern im Dunklen tagt,

Wenn die Trauer in dem Herzen
Ach, das Einzige, was Dein,
Mit der bittern Last der Schmerzen
Du auf Erden stehst allein,

Und du gar nichts mehr zu hoffen,
Armer Mensch, dann bete laut,
Sieh, der Himmel steht dir offen,
Wie du ihm nur recht vertraut.

Bete mit der ganzen Seele,
Wahrlich, dir ist Trost gereicht,
Denn wie groß auch, was dich quäle,
Dem Gebete alles weicht.

So die Welt dich auch will hassen
Und du einsam ist dein Brot
Und ganz hilflos, krank, verlassen,
Unter Tränen wünsch'st den Tod,

Alle Freuden von dir treten,
Wie vom Bettler, arm und bleich,
Und du kannst von Herzen beten, –
Sel'ger Mensch, dann bist du reich!

Karl von Eichendorff und seine Verdienste um das Werk seines Großvaters, sowie die Deutsche Eichendorff-Stiftung schildert auch Karl Sczodrok / Oppeln, der Obmann der Deutschen Eichendorff-Stiftung, in seinem Aufsatz „*Karl Freiherrn von Eichendorff zum Andenken*“, erschienen im Maiheft 1934 des „*Oberschlesiens*“ (Seite 296/99).

Eichendorff im Dienste der Grenzlandkunde

Von Willibald Köhler

Der unerhörte Druck auf unsere Grenzgebiete nach dem unglücklichen Ausgang des großen Völkerringens erzeugte die volksdeutsche Bewegung, die mit Kraft diesem Drucke standzuhalten suchte. Überall stand an den Grenzen ein stämmisch und landschaftlich gesinntes Schrifttum als Wortführer der Abwehrfronten auf, in allen Schichten der Bevölkerung das Bewußtsein einer besonderen grenzmärkischen Sendung erweckend. Es sammelte sich in Gauen zu geistigen Grenzschutzabteilungen.

In den Grenzlandschaften wurde dem Machtbedürfnis der politischen Parteien und ihrer volkszersetzenden Wirkung durch die Grenzlandnot zuerst für wenige Jahre Halt geboten. Gesammelte Kraft errang die Abstimmungssiege und feierte die ersten Feste nationaler Wiedererhebung.

Der Pflege des Heimatgedankens wurde erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt. Die Lesebücher unserer Schulen dienten ihm mit der Sammlung des wertvollsten Gutes aus dem bodenständigen Schrifttum. Die Vereinigungen zur Pflege der Heimatkunde entfalteten ihre Kräfte.

Im deutschen Osten, wo es ja eigentlich von Memel bis Oberschlesien und weiter bis ins Donaubecken und an die Adria nur Grenzlandschaft gibt, wurde Heimatkunde ganz von selbst immer ausgesprochener zur Grenzlandkunde. Diese kann aber nur dann Erfolg haben, wenn die Kenntnis von der besonderen Sendung der Grenzländer und ihrem Wert und Wesen das ganze Volk wird durchdrungen haben. Das wertvollste Mittel hierfür ist die bewußte Pflege der Grenzlandliteratur.

Der Dichter, durch den unser Grenzland Oberschlesien zum ersten Male mit einem großen Gesamtwerk in die deutsche Literaturgeschichte einzieht, ist Joseph Freiherr von Eichendorff. Aber erst seit neuestem stellt man ihn dem deutschen Volke bewußt als den Dichter des Grenzlandes Oberschlesien vor. Man hat dem deutschen Volke bisher nur den halben Eichendorff gezeigt, viel zu einseitig den süddeutsch-heiteren Menschen, den unzeitgemäßen Mondscheinromantiker, den unbekümmerten, den Schöpfer viel zu weniger unsterblicher Volks-, Wald- und Wanderlieder. Man zeige dem deutschen Volke endlich den größeren, den ganzen Eichendorff, den Eichendorff, den das Grenzland Oberschlesien prägte, der auch der mürrischen, verdrossenen östlichen Hälfte seiner Heimatlandschaft unerschrocken ins Gesicht schaut, sodaß ihn die schwarze Bangigkeit überfällt, den um das größere Deutschland, das Reich und den deutschen Gott Ringenden, der an die Tore von Palast und Hütte schlägt und in seiner Sprache sein: *Deutschland erwache!* seiner Zeit zuruft als bekümmert zürnender Wächter.

Sehen wir darum der Geburtslandschaft des Dichters forschend ins Gesicht, mit ihrer südwestlichen, heiter-süddeutsch gestimmten Hälfte, und jener nordöstlichen ernsten, über der eine Wolke leichter Schwermut zu hängen scheint. Blicken wir von der Höhe des Schlosses Lubowitz nach Süden. Auf dem Kamme des fernen Gebirgs wächst die blaue Blume der Romantik, Blume der

Sehnsucht aus dem ernsten Norden nach dem sonnigeren Süden, nach dem ganzen Deutschland, dem ewigen Deutschland, das herbeizusehnen, herbeizutaten, herbeizuzürnen der Mann Eichendorff nicht müde wird.

Auf die Burg Tost fuhr die Familie Eichendorff mit dem Knaben Joseph in einem von vier Pferden gezogenen Wagen des öfteren durch die unermeßlichen oberschlesischen Wälder hinüber. So wurde der Sänger des deutschen Waldes.

Auf dem heimatlichen Boden erlitt er die große Welt- und Lebenswende, die sich mit den von Breslau und Cosel herüberdrohenden Kanonenschlägen ankündigt und ihm diese Eintragung vom 10. Dez. 1806 in sein Tagebuch abnötigt:

„Unter dieser männlich starken Donnerwolke kam mir unsere Jagd heute bis zur Bangigkeit klein, untätig und dumm vor“.

In der Lubowitzer Landschaft entwickelte sich Eichendorff, von Heidelberg heimkehrend, wo er die Anregung durch Achim und Brentano empfangen hatte, zum Volksliedsammler, wobei ihm die Kenntnis des Wasserpolnischen zugute kam. Und in ihrer Luft gediehen ihm die ersten eigenen Lieder im Volkston.

Diese ernste Sprache der Zeit kündigte auch den Verfall des Eichendorffschen Familienbesitzes an, und der Dichter entsagt männlich allen Träumen von einem junkerlichen Ausruhleben und vertraut fortan alle seine Hoffnungen, Sehnsüchte und Wünsche seinen Liedern und Novellen an... In dem entbehrensreichen berliner Semester wird beim Einzug der unglücklichen Königin Luise der deutsche Dichter geboren, der sein Lied der Not seines Vaterlandes widmet. Die Not seines Volkes entreibt ihn dem Taumel des beschwingteren wiener Semesters, und er folgt dem Aufruf des preußischen Königs an sein Volk, denn, vom sicheren Heim aus die Heldentaten der kämpfenden Volksgenossen zu besingen, erscheint ihm ein verächtliches Geschäft.

Wie unser Schicksalsstrom, der Schicksalsstrom des deutschen Ostens, der Strom des Eichendorfflandes Oberschlesien es sich eine Weile zu überlegen scheint, ob er nach Norden oder Süden sich wenden soll, dann aber sich bestimmt nach Norden wirt: so entschied sich auch Eichendorff nach einiger Unschlüssigkeit: Österreich oder Preußen? schließlich kräftig für den strenger Norden. Er begann sein arbeitsreiches Leben als preußischer Beamter.

Diesen Eichendorff, den ganzen, den Eichendorff aus Blut und Boden des oberschlesischen Grenzlandes, den mit Stirn und Faust um ein neues Deutschland kämpfenden, den zeitgemäßen soll man dem deutschen Volke vorstellen und mit allen Mitteln zu ihm reden lassen. Den Grenzlanddichter, der in seiner danziger Zeit eine in Steinen redende Großtat vollbrachte, die Erneuerung der Marienburg, das gewaltigste Denkmal ostdeutscher Siedlungsarbeit, vom hohen Ufer der Weichsel gegen alle fremden Machtansprüche eindringlicher als alle Reden zeugend; der den „*Letzten Helden von Marienburg*“ der deutschen Grenzlandbühne schenkte.

Vermitteln wir unserem Volke stärker den zeitgemäßen Eichendorff, der schon 1848 den Altliberalen zurief:

„Und da's nun gärt und schwillt und quillt – was Wunder,
Wenn platzend dieser Hexentopf jetzunder
euch in die Lüfte sprengt mit allem Plunder!“ –

Vermitteln wir ihn durch das immer noch billigere Buch. Vorbildlich wirkte da die Deutsche Eichendorff-Stiftung, die 1932 zum 75. Todestage des Dichters einen billigen Lesebogen der deutschen Schule schenkte.

In die deutsche Schule muß dieser Eichendorff einziehen. Eine erste Bekanntschaft mit ihm läßt

sich durch kleine Geschichten aus seinem Leben vermitteln, wie sie das Jahrbuch 1933 der Eichendorff-Stiftung brachte: oder durch das Puppenspiel. Hier machte Alfons Hayduk mit dem schlichten Märchenspiel „*Kasperl und Annerl*“ einen Anfang.

Die reifere Jugend muß noch viel ausgiebiger mit Eichendorffs Novellen bekannt gemacht werden. Um wieviel nachhaltigere, an Erinnerungswert über ein ganzes Leben hinreichende Eindrücke ließen sich bei der Lesung des „*Taugenichts*“ durch Zuhilfenahme der Schallplatte und des Lichtbildes, womöglich gar des Schmalfilmes erzielen!

Noch fehlt ein Eichendorfftonfilm, der dem Volke ein vollendetes Bild des Eichendorff aus Blut und Boden vermittelte; fehlt auch das Hörspiel, das ihn in seiner umfassenden Größe zeigt. Die Hütte hinter den Wäldern des Grenzlandes und der unerlösten ostdeutschen Landschaft, die kein deutsches Buch, keine deutsche Zeitung, kein Thespiskarren erreicht, ist die Ätherwelle zu überspülen noch imstande.

Mit Hilfe dieses so verbreiteten Eichendorff, mit dem Wohlklang seiner Sprache, dem Zorn seiner Rede, der Frömmigkeit seines deutschen Liedes, wird sich vollenden lassen, was hier und da noch unvollendet blieb im deutschen Grenzlande.

Eichendorff-Dienst ist Dienst an der Volksgesundung und Volkwerdung, ist Dienst fürs neue Reich, ist Grenzlanddienst. – –

Mitteilungen um Eichendorff

Wie Eichendorff ein Zimmer vermietete

Der Dichter Joseph von Eichendorff erwies sich nicht nur in manchen seiner Werke als ein Meister romantisch verspielten Humors, auch in seinem Leben äußerte sich oft die Lust am fröhlichen Fabulieren. Als er im Sommer 1831 aus Königsberg in das preußische Kultusministerium nach Berlin berufen wurde, mietete er für mehrere Jahre das Haus Potsdamer Straße 41. Ehe er jedoch sein neues Heim bezog, veranlaßte er seine Gemahlin, folgenden Brief an den ihnen befreundeten jungen Juristen Otto Freiherrn von Wolfersdorff zu schreiben:

Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, doch bitte ich, ihn genau zu prüfen, und nicht etwa aus übertriebener Höflichkeit gleich ja zu sagen. Sollten Sie denselben nicht annehmen wollen oder können, so bedarf es gar keiner Gründe: warum, Sie dürfen dann nur sagen: es geht nicht. Wir sind halb entschlossen, in das einsame Häuschen zu ziehen, welches an der Potsdamer Straße Nr. 41 liegt, doch ich nur unter der Bedingung, daß, außer meinen Männern, noch ein Mann mit herein zieht, weil ich mich sonst vor Räubern und Mördern dort fürchten würde, und nun richte ich die große Frage an Sie: wollen Sie unser Beschützer sein? – ich kann Ihnen zwar nur eine Dachstube anbieten, doch ist dieselbe hell, geräumig und heizbar. Das Nähere können wir dann wohl mündlich besprechen.

L. von Eichendorff

Wolfersdorff, für den die Aufforderung offenbar eine in zartfühlender Form erwiesene Wohltat bedeutete, willigte gern ein, und der Dichter entwarf nun folgenden scherzhaften Vertrag:

„Zwischen dem zukünftigen Justizminister, Herrn Otto von Wolfersdorff, und dem Baron von Eichendorff nebst Frau ist folgender Mieth-Contract wohlbedächtig verabredet und geschlossen worden.

§ 1. Es vermietet von Eichendorff in dem zwischen Berlin und Potsdam belegenen Schloßchen eine einfenstrige, zwischen Himmel und Erde befindliche Dachstube („zukünftige Muschelkammer“) nebst Benutzung der dahin führenden Treppe und freier Winterpromenade am Schaafgraben, an den obbenannten, zukünftigen Herrn Minister. Eichendorff überliefert die Dachstube im wohnenden Zustande, mit allen Meubles, welche darin sein werden, mit Ausnahme der fehlenden, als da sind: ein Schreibsekretair, ein Kleiderspint, und ein Spiegel, in Betreff derer dem Herrn Miether die Anschaffungsorgen gütigst überlassen werden.

§ 2. Der Miethzins besteht 1) In wünschenswerther Zufriedenheit und Wohlbehaglichkeit. 2) In unausgesetzter Wachsamkeit und beispielloser Aufopferung bei vorkommenden nächtlichen Überfällen. 3) In der Verpflichtung, alle Morgen um 8 Uhr, falls der Urvermiether den Schnee noch nicht gewalzt haben sollte, und Herr Miether genötigt sein möchte auf das Gericht zu gehen, denselben mit seinen eigenen Stiefeln wegzuschaukeln.

§ 3. 1) wird erlaubt, in den Wintermonaten den Caffé in der Laube bei einer Pfeife Taback einzunehmen. 2) Wenn das Thor verschlossen und kein Schlüssel vorhanden, über dasselbe, oder den Zaun zu steigen, sich aber dabei in Acht nehmen, daß Herr Miether nicht für einen Räuber gehalten wird. 3) Statt zur Vorderthüre des Schließchens zur Hinterthüre in dasselbe einzutreten.

§ 4. Kindergeschrei, Holzhacken, Melancholie, Schließchenanzünden, Abplücken der Ananans, Granaten oder sonstigen außerordentlichen kostbaren Et ceteras wird höflich verbothen.

Beide Contrahenten begeben sich aller, diesem Contract zuwider laufenden Einwendungen, und wünschen einander wohl gespeist zu haben.

Berlin, den 12. September 1832.

(Darunter mit Bleistift)

Keine müden Häupter werden gelitten.“

Eichendorff nebst Frau.

Beiden Handschriften befinden sich im Besitz der Weimarer Landesbibliothek, der sie von Wolfersdorffs Tochter, der vor einigen Jahren verstorbenen, unter dem Pseudonym Karl Berko bekannten Schriftstellerin Freiin von Wolfersdorff geschenkt wurden.

Was den damaligen 43jährigen Eichendorff bewogen hat, den jungen Wolfersdorff bei sich aufzunehmen, ist eingangs schon gesagt. Dieser Vertrag aber hat eine große Ähnlichkeit mit Eichendorffs Jugendtagebuch, das alle seine Sorgen aufnehmen mußte, ob nun Mama schrecklich ohnmächtig wurde oder ein toller Hund an ihm vorbeigelaufen ist. Eines wie das andere lustig und kindlich, und das Bild, das wir uns danach von dem Dichter machen, entspricht durchaus seiner Persönlichkeit.

R. K. M

Eichendorff

in einer gedruckten Aufzeichnung von J. H. von Wessenberg

Von St. R. Dr. Ewald Reinhard

Ignaz Heinrich von Wessenberg, der Vater des „Wessenbergianismus“, d.h. einer romfreien deutschen Kirche, ist auch als Dichter und Schriftsteller¹ hervorgetreten; seine Poesien, die ihn als Nachfahren Klopstocks, mehr noch der Gellert, Salis-Seewis und Matthisson, erweisen, erschienen bei Cotta / Stuttgart, in 7 Bänden 1834–1854. Vom Geiste der Romantik ist darin wenig zu spüren, obwohl der gewandte Mann erst im Jahre 1860 starb. Dafür spricht er in seinen Prosaschriften, z. B. in seinen Abhandlungen „über den sittlichen Einfluß der Romane“ (Constanz 1826) und „über den sittlichen Einfluß der Schaubühne“ (Constanz 1825), um so ausführlicher über die machtvolle Geistesbewegung, teils zustimmend, teils ablehnend.

In diesem Zusammenhange nun interessiert eine Stelle in einer Aufzeichnung Wessenbergs: „Der Romantiker sollte, wie H. v. Eichendorff (!) *der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts*, Leipzig 1851 S. 287 bemerkte, anstatt das Unsittliche anständig, lieber den Anstand wieder sittlich zu machen suchen.“ (Heidelberger Nachlaß).

¹ Vgl. Ewald Reinhard: *Wessenberg als Dichter*. „*Wächter*“ 7. Jahrg. 1924. S. 140 ff.

Nach Ausweis im „Verzeichnis der von Wessenbergischen Büchersammlung der Kreishauptstadt Constanz“ (Konstanz 1894) besaß der letzte Generalvikar des Bistums Constanz von Eichendorff nur die Literaturkomödie „*Krieg den Philistern*“ (Nr. 8997) und die oben erwähnte Schrift über den deutschen Roman (Nr. 3099).

Die Schrift des Romantikers mochte den poetischen Prälaten wegen ihres Themas anziehen; daß er sie aufmerksam gelesen und Gewinn aus ihr gezogen, wird durch das obige Zeugnis bewiesen.

Eichendorff lebt weiter

Von Adolf Dyroff / Bonn

Das schönste Weiterleben geschieht einem Dichter, wenn seine Lieder fort und fort von entzückten Herzen aufgenommen werden, und das widerfährt Eichendorff von Tag zu Tag in Schule und Haus, auf Wanderungen und im Saale. Zumal unsere Tondichter vermitteln, selbst aufs tiefste von seines Wortes und seiner Bilder Gewalt erfaßt, dem deutschen Volke das, was er aus Volkes Brunnen schöpfend, dem Volke wieder schenken wollte. Immer von neuem stößt ein Bonner Sammler älterer Kompositionen (Hans Prieger) auf Vertonungen Eichendorffscher Gedichte (z. B. durch Joseph Dessauer, Matthiessen), und um von dem Rhein-Pfälzer Karl Schadewitz (geb. 23.1.1887 zu St. Ingbert, jetzt Gymnasialmusiklehrer zu Würzburg) abzusehen (Prof. Alfons Stier in Würzburg wird wohl anderwärts Schadewitz würdigen), sei von den Heutigen nur Richard Trunk genannt, der auf dem „Deutschen Tonkünstlerfest“ zu Wiesbaden dieses Jahr großen Eindruck machte. Von dem ungemein frischen und kraftvollen Münchener Trunk, der jetzt von Köln nach der bayrischen Hauptstadt auf eine allererste Stelle berufen wurde, urteilt der bekannte Kölner Musikkritiker Walter Trines im „*Westdeutschen Beobachter*“: „Süddeutsches Temperament von der beschaulichen, verinnerlichten und zugleich humorvollen Seite tritt uns in Richard Trunks Liedern, Werk 45, entgegen, die schon durch die Dichtungen Eichendorffs ihre Zugehörigkeit zur Romantik bekunden und als Fortsetzung des Weges unserer Musik anzusprechen sind. Sie haben als Trunks eigene Domäne zu gelten“.

Auch das ist schön, wenn der Name des Dichters in Straßen- und Platzbenennungen den Lebenden vor Augen gestellt wird. Gerade jetzt sollte sich in allen deutschen Städten, wo es noch nicht erfolgt ist, eine neue oder alte Straße mit dem Ehrennamen Eichendorff schmücken. Denn zu Schiller und Goethe, zu Herder und andern gehört als Kunder deutscher Kraft und deutschen Volkstums vor andern Eichendorff; und die Gesangs- und Turnvereine, die unserm Dichter so viele beschwingende Anregung danken, sollten allüberall in deutschen Landen bei den Gemeindeverwaltungen den Anspruch auf Einführung einer Eichendorffstraße so lange stellen, bis ihm stattgegeben ist.

Vor allem natürlich ist es Ehrenpflicht der Städte, die dem Dichter viel verdanken, ihn zu ehren. Das haben die schlesischen Städte vielfach getan. Endlich hat auch Heidelberg, das doch eigentlich erst von ihm romantisch entdeckt wurde, dem schlesischen Dichter seine Schuld abgetragen. Über eine „Eichendorff-Anlage“ und einen „Eichendorff-Gedenkstein“ berichtet eine Heidelberger Zeitung unterm 10. April 1934 Nachstehendes:

„Heidelberg, 10. April 1934.

Ein Eichendorff-Gedenkstein

Zwischen Philosophenweg und Bismarcksäule ist in den beiden letzten Jahren bekanntlich Anlage um Anlage entstanden. Noch manches ist erst im Entstehen begriffen und wenn erst einmal zwischen dem Sportplatz und dem Eichendorff-Gedenkstein das geplante Planschbecken seiner Vollendung entgegengeht, wird die ohnehin große Besucherzahl dieser Anlagen noch zahlreicher werden.

Dieser Tage wurde nun auch der geplante Eichendorff-Gedenkstein auf halber Höhe zwischen dem Philosophenweg und der Bismarcksäule errichtet. Dasselbst ist zu lesen:

Eichendorff-Anlage

In dieses Märchens Bann verzaubert stehen
Die Wand'rer still. – Zieh weiter wer da kann!
So hatten sie's in Träumen wohl gesehen,
Und jeden blickt's wie seine Heimat an,
Und keinem hat der Zauber noch gelogen,
Denn Heidelberg war's wo sie eingezogen.

Joseph Freiherr von Eichendorff (1788–1857) studierte 1806–1808 in Heidelberg.

Die Arbeiter der Stadtgärtnerei fügten in das rückwärtige Mauerwerk eine Urkunde folgenden Inhalts ein:

Heidelberg, den 7. April 1934.

Urkunde

Dieser Eichendorff-Gedenkstein wurde am heutigen Tage unter der Regierung Adolf Hitlers aufgerichtet. Zur Erinnerung an diesen Tag legen wir unterzeichneten Notstandsarbeiter dieses Schriftstück dem Gedenkstein bei, hoffend, daß derselbe dem vorüberwandernden Beschauer mehr Freude bereiten wird, als er den Unterzeichneten mit seinen 25 Zentnern bereitete.

Denn: Träume sind nicht Taten.

Ohne Arbeit wird dir nichts geraten.

Ernst Moritz Arndt.

Unterz.: N. N.“

Holtei auf dem Schlesierfest in Berlin

Von Artur Schiller

Am 4. Dezember 1842 weilten Holtei, Eichendorff und andere zusammen auf einem Schlesierfeste in Berlin. In Holteis Gedichten finden wir ein Biedermännisches, aber von echt schlesischer Sentimentalität durchwehtes Tischgedicht. „*Zum Schläsingerfest*“, das er zweimal hat singen lassen; zuerst in Königsberg am 8. März 1840 und dann in Berlin an diesem 4. Dezember 1842. In einer längst vergessenen Zeitung, dem „*Bunzlauer Sonntagsblatt zum Nutzen und zur Unterhaltung für Stadt und Land*“, redigiert von K. Schneider, 11. Jahrgang, 1842, finden wir folgende Beschreibung des letzteren Festes von Berlin, den 5. Dezember 1842:

Unsere gefeierten Landsleute, der Dichter Holtei aus Obernigk, der Schauspieler Seydelmann aus Glatz und der Komiker Beckmann aus Breslau, veranstalteten gestern Nachmittag ein Festmahl für die hier lebenden Schlesier, deren 150 an der Zahl erschienen waren. Es herrschte vom ersten Augenblick an die heiterste Stimmung, deren jubelnde Ausbrüche jedoch dem gemüthlichen Wort und dem ernsten Gedanken keineswegs störend entgegentraten. Seydelmann eröffnete das Mahl durch eine meisterhaft gesprochene Rede, die zunächst die preußische Gesinnung der Schlesier betonte und mit den Worten schloß: „Das wäre ein schlechter Schlesier, dessen erster Trinkspruch anders lautete als: ‚Es lebe unser König!‘“ Über das Echo, das dieser hervorrief, könnten besser die Mauern des Saales berichten, wenn sie reden könnten. Hierauf begrüßte Holtei, nachdem er Rechnung gelegt und zahlreiche Eingänge berührt hatte, die anwesenden Staatsmänner, Gelehrten und Dichter, namentlich Herrn Joseph von Eichendorff und Raupach. Willibald Alexis war durch Unpäßlichkeit am Erscheinen verhindert. Eine vom geschichtlichen Standpunkte aus aufgefaßte Rede mit dem Thema „Schlesien als slawische und deutsche Provinz“ erwarb sich, von J. Lehmann vorgetragen, volle Geltung. Besonders wirkten die Worte: Es gab eine Zeit, wo das rechte Oderufer ebenso von den Polen reklamiert wurde, wie jetzt das linke Rheinufer von den Franzosen. Die Schlesier, die Jahrhunderte lang den deutschen Boden und die deutsche Ehre im Osten verteidigten, werden es auch fernerhin tun; das Slawentum mag andrängen, von welcher Seite es wolle. Ein Tafellied in schlesischer Mundart, von Holtei gestiftet, wurde nach bekannter Melodie („*Wie ich bin vernichten*“, heute freilich unbekannt), im Chore gesungen, wobei Seydelmann am Flügel den Kapellmeister machte. Hell erklang der Rundreim:

Wu de Gläser klingen,
 Muß de Schläsing singen;
 's steckt i'r haldich eemol su im Blut!

Von deutscher Seele / Kantate von Hans Pfitzner

Von Ludwig Jüngst

Die Singakademie Ratibor führte am 9. März 1934 (also am Vorabend von Eichendorffs Geburtstag) Pfitzners große Kantate auf. Der Ratiborer Generalanzeiger berichtete darüber: Ein musikalisches Ereignis für ganz Schlesien war die Aufführung dieser Eichendorff-Kantate Hans Pfitzners durch akad. Musiklehrer Alfred Hanisch mit der Singakademie, der Liedertafel und dem 60 Mann starken Theaterorchester und der Oppelner Reichswehrkapelle im Rahmen der Deutschen Bühne.

„*Von deutscher Seele*“ nennt Dr. Hans Pfitzner diese romantische Kantate, und wie er selbst sagt, hat hier „die Musik einmal die Texte (unseres Heimatdichters Eichendorff) ins Schlepptau genommen“.

„Das Werk ist entstanden aus einem Gestaltungstrieb, der es vom Kleinen ins Große wachsen ließ“. Daher erklärt es sich, daß die mit Absicht und Sinn aneinandergfügten Sprüche durch Zwischenspiele verbunden wurden, die selbständige Gestalt haben; „immer aber bleibt die Musik

und weniger das Wort die leitende Macht“, die sich als Großschöpfung eines gottbegnadeten Meisters offenbart.

Die Idee: Aus Tag wird Nacht und wieder Tag mit Leben, Kämpfen, Singen und andachtvollem Ausklang in Gottergebenheit.

Satter Chorklang vereinte sich mit des öfteren monströs aufrauschender Orchestermusik und den glockenklaren Stimmen der Solisten zu farnefrohen Tongemälden, die restlos erfreuten und in den Bann eines echt-deutschen Meisters schlugen, dessen Schaffen zeitlos ist und daher Ewigkeitswert besitzt.

Dazu waren die Klingbilder von zwingender Plastik, so „*Mensch und Natur*“ mit dem großen Seelenzwispalt des Erdmenschens, den der „*Tod als Postillon*“ schreckt. Trost gab der nächste Satz, der den Trieb zur Natur ausdrückt. Von pastellzarter Stimmung waren der „*Abend*“ und die „*Nacht*“ mit ihren wechselnden Tönen, die vom Winde verhaucht herüberklingen. Es folgt der „*Tag*“ im ewigen Spiel der Zeiten mit reichem Lebensgeschehen, dem schließlich der „*Nachtgruß*“ Ruhe gebietet.

„*Leben und Singen*“ ist der zweite Teil der Kantate überschrieben, der den Solisten reiche Gelegenheit gab, ihr Können in Kleinkunstmalerie zu zeigen. So erstand „*Der alte Garten*“ im fülligen Singen des köstlichen glockenreinen Soprans von Else Schön. Der satte dunkelimbrierte Alt von Marie Peschken vereinte sich in echter Musizierfreudigkeit mit dem metallisch strahlenden Tenor von Heinz Marten in dem Wechselgesang von der „*Nonne und dem Ritter*“. Und weitausladend kam der sonor-profunde Baß von Fred Drissen, der vom früheren Wirken in der Singakademie best bekannt ist, im „*Friedensboten*“ zu nachhaltiger Geltung. Und der ganze große Klangapparat erhebt sich in den Schlußgesang zu machtvoller Mahnung „*Sollst nach keinem andern fragen, - Faß das Steuer, laß das Zagen!*“ und zu eindrucksvollem Vertrauen auf Gott, den Lenker der Geschichte.

Diese glanzvolle Aufführung des echt-deutschen Werkes war ein Ereignis weit über Oberschlesiens Grenzen hinaus, war eine Kulturtat, die einschränkungslosen Dank verdient. Alfred Hanisch, der mit staunenswerter Ruhe und Sicherheit den seiner Zusammensetzung nach auseinanderstrebenden großen Apparat von zwei Orchestern, zwei Chören und vier Solisten zu einem homogenen Gefüge zusammenschweißte und ihn in allen seinen vielfältigen Registern mühelos, auf jeden Fingerdruck reagierend beherrschte, hat damit nicht nur einen Zweig in den Ruhmeskranz der „Singakademie“ und der mit ihr zusammen schaffenden „Liedertafel 1834“ geflochten, er hat vielmehr auch einen Markstein in der Musikgeschichte Rati-bors gesetzt, der seinen Namen trägt.

Eine Eichendorff-Ehrung im Deutschen Privat-Gymnasium in Königshütte in Ostoberschlesien

Von Edgar Boidol / Kattowitz

Anläßlich der Namensgebung des Deutschen Privat-Gymnasiums in Königshütte fand am 9. Juni 1934 eine Eichendorff-Feier statt. Dieselbe Feier wurde am Sonntag, den 10. Juni 1934 für die Elternschaft der Schüler und für besonders geladene hohe Gäste wiederholt. Bei dieser Gelegenheit wurde die im Vorraum des Schulgebäudes aufgestellte Büste des Dichters Eichendorff enthüllt. Entsprechend der neuen Aufschrift an der Stirnseite des Gebäudes trägt dieses Gymnasium von nun an den Namen Eichendorffschule. Die Eichendorff-Feier war wohl die würdigste, die bisher in Ost-Oberschlesien begangen wurde. Nach einem Festmarsch des Schülerorchesters und den einleitenden Worten des Direktors Muschöl hielt Studienrat Klemenz eine einstündige Festrede. Einundzwanzig Monate bereits war der Unterricht in diesen Räumen erteilt worden, bis eines Nachts die großen Lettern der Schule einen Namen gaben. Der Redner verstand es ausgezeichnet, das Leben Eichendorffs in seinen wesentlichen Abschnitten darzustellen und mit einer Reihe von Gedichten und Zitaten zu belegen. Besonders stark kam Frohsinn und Gottvertrauen, Liebe zur Natur und Heimat und treue Pflichterfüllung unseres Heimatdichters zum Ausdruck. Gerade diese Eigenschaften wurden den Schülern als Vorbild hingestellt. Das nun folgende „*Sandus*“ aus der *Deutschen Singmesse* von Schubert gab dem ersten Teil der Festfolge einen weihvollen Abschluß. Der zweite Teil der Feier wurde mit dem Eichendorffspiel der Schüler des Gymnasiums „*Zwei junge Gesellen gingen...*“ von Studienrat Erich Barutzki ausgefüllt. Mit den Worten des Dichters war eine ganze Reihe von Volksweisen und Eichendorff-Liedern von Mendelssohn, Schumann, Wolf und Pfitzner verbunden. Entsprechend wechselten auch die frisch gesungenen Lieder mit schönen Bühnenbildern und Dialogen der beiden Gesellen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß alles Gebrachte auch der anspruchsvollsten Kritik durchaus standhielt. Das Dichtererlebnis wurde wirklich zum Heimaterlebnis. Es ist gewiß eine schwere Aufgabe, dem heutigen Menschen und vor allen Dingen den Schülern jenen romantischen Dichter erlebnismäßig nahe zu bringen, ohne in Süßlichkeit dabei zu verfallen. Gerade das wurde geschickt vermieden. Eichendorff lebte nicht nur in Wort und Geste dieser Spielschar, sondern auch in den Herzen der tausend Schüler, die aus allen oberschlesischen Gymnasien als Zuschauer herbeigeilt waren. Auch hier trat der Dichter als Sänger der Heimat („*Wer Vater und Mutter liebt, muß auch seine Heimat lieben*“), als Sänger des Vaterlandes („*O könnt' ich mich niederlegen*“) und als frommer Christ besonders hervor.

Solo- und Chorgesang, Spiel und Rezitationen brachten soviel Abwechslung, daß man wirklich ein Eichendorffmärchen zu erleben glaubte. Ein großer Erfolg wäre zu erwarten, wenn dieses wahre Heimatspiel ebenso würdig auf einer großen oberschlesischen Bühne, sowie auch zu einem großen deutschen Volkstag gespielt werden könnte.

Der „*Taugenichts*“ in Amerika

Von Friedrich Stumpe

Ein oberschlesischer Landsmann, William Schaffrath aus Bieskau, Kreis Leobschütz, seit Jahren Leiter der modernen Sprachenabteilung an der Hochschule in Syrakus (U.S.A.), hat Eichendorffs unsterblichen *Taugenichts* für den Gebrauch an höheren Schulen in Amerika bearbeitet. (New-York, Prentice-Hall Ing. 1931). Der Herausgeber hat den Roman leicht gekürzt, ihm ein Vorwort und eine biographische Skizze vorangeschickt und mündliche und schriftliche Übungen sowie ein umfangreiches Wörterverzeichnis (S. 142–223) angefügt. So wird unser köstlicher „*Taugenichts*“ in Amerika für deutsche Art und deutsche Dichtung werben. Er zeugt aber auch für den Bearbeiter, sein pädagogisches Geschick, seine literarische Einstellung und seine Heimatliebe. 1885 war der damals 10jährige mit Eltern und Geschwistern nach Amerika ausgewandert, hatte hier Heim und Wohlstand aufgeben müssen und in der neuen Welt jahrelang sein Leben in Hunger und Elend gefristet. Fabrikarbeiter, Kaufmann, Lehrer an einer Privatanstalt, Turnlehrer an einer Militärschule, nun Haupt der Abteilung für neue Sprachen (Deutsch, Englisch und Französisch) an einer Hochschule. Welch unerhörte Leistung, Welch beispiellose Zielstrebigkeit! 1898 besucht er sein deutsches Vaterland und seine schlesische Heimat, 1910 studiert er in Grenoble, und 1932 schickt er seinen ältesten Sohn, einen Studenten der Chemie, nach Deutschland. Hamburg, Bremen, Lübeck, Berlin, Breslau, Karlsruhe OS, Leipzig, Weimar, Eisenach, München, Heidelberg, Frankfurt, Köln hat ihm der Vater empfohlen, ihm aber völlig freie Hand gelassen. Er soll das deutsche Vaterland, seine innere Größe und seine hohe Kultur kennen lernen und es lieb gewinnen. Gern bringt die Familie dafür jedes Opfer. Als nun der junge Amerikaner, zurückgekehrt allein am Meerufer seiner neuen Heimat steht, da ruft er im Schmerz aus: „Ich habe Heimweh nach Deutschland“.

In unserm oberschlesischen Karlsruhe hatte der junge Student seinen Verwandten besucht, den nunmehr verstorbenen em. Lehrer Hans Schneider, der ihm jahrelang aus weiter Ferne ein treuer Mentor war, der u. a. – bestellt und unbestellt – etwa 80 Büchersendungen über das große Wasser geschickt hat und so die Fernen immer wieder mit der Heimat verband und die Gemeinschaft pflegte, die diese 3 verband, die uns alle verbindet, die einer Sprache und eines Blutes sind. „*Griß Dich, Deutschland, aus Herzensgrund!*“

Eine Umarbeitung von Eichendorffs „*Der letzte Held von Marienburg*“

Schriftsteller Hermann Falk / Gleiwitz hat Eichendorffs „*Letzten Held von Marienburg*“ für die heutige Bühne umgearbeitet. Im Januar 1935 wird das Werk vom Stadttheater Neisse uraufgeführt. Wir berichten darüber im nächsten Eichendorff-Jahrbuch. Aber schon heute wünschen wir, daß Hermann Falks Beginnen zu einem ganzen und bleibenden Erfolge führt. Intendant Singe und der Eichendorffstadt Neisse aber sagen wir Dank für den Mut und den Willen, Eichendorffs Werk auch hier zu dienen und einem begabten Schriftsteller den Weg ebenen zu helfen.

Eichendorff
in einer ungedruckten Aufzeichnung von J. H. von Wessenberg

Von St. R. Dr. Ewald Reinhard

Ignaz Heinrich von Wessenberg, der Vater des „Wessenbergianismus“, d.h. einer romfreien deutschen Kirche, ist auch als Dichter und Schriftsteller* hervorgetreten; seine Poesien, die ihn als Nachfahren Klopstocks, mehr noch der Gellert, Salis-Seewis und Matthisson, erweisen, erschienen bei Cotta / Stuttgart, in 7 Bänden 1834–1854. Vom Geiste der Romantik ist darin wenig zu spüren, obwohl der gewandte Mann erst im Jahre 1860 starb. Dafür spricht er in seinen Prosaschriften, z. B. in seinen Abhandlungen „über den sittlichen Einfluß der Romane“ (Constanz 1826) und „über den sittlichen Einfluß der Schaubühne“ (Constanz 1825), um so ausführlicher über die machtvolle Geistesbewegung, teils zustimmend, teils ablehnend.

In diesem Zusammenhange nun interessiert eine Stelle in einer Aufzeichnung Wessenbergs: „Der Romantiker sollte, wie H. v. Eichendorf (!) *der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts*, Leipzig 1851 S. 287 bemerkte, anstatt das Unsittliche anständig, lieber den Anstand wieder sittlich zu machen suchen.“ (Heidelberger Nachlaß).

* Vgl. Ewald Reinhard: *Wessenberg als Dichter*. „*Wächter*“ 7. Jahrg. 1924. S. 140 ff.

Nach Ausweis im „Verzeichnis der von Wessenbergischen Büchersammlung der Kreishauptstadt Constanz“ (Konstanz 1894) besaß der letzte Generalvikar des Bistums Constanz von Eichendorff nur die Literaturkomödie „*Krieg den Philistern*“ (Nr. 8997) und die oben erwähnte Schrift über den deutschen Roman (Nr. 3099).

Die Schrift des Romantikers mochte den poetischen Prälaten wegen ihres Themas anziehen; daß er sie aufmerksam gelesen und Gewinn aus ihr gezogen, wird durch das obige Zeugnis bewiesen.

Eichendorff lebt weiter

Von Adolf Dyroff / Bonn

Das schönste Weiterleben geschieht einem Dichter, wenn seine Lieder fort und fort von entzückten Herzen aufgenommen werden, und das widerfährt Eichendorff von Tag zu Tag in Schule und Haus, auf Wanderungen und im Saale. Zumal unsere Tondichter vermitteln, selbst aufs tiefste von seines Wortes und seiner Bilder Gewalt erfaßt, dem deutschen Volke das, was er aus Volkes Brunnen schöpfend, dem Volke wieder schenken wollte. Immer von neuem stößt ein Bonner Sammler älterer Kompositionen (Hans Prieger) auf Vertonungen Eichendorffscher Gedichte (z. B. durch Joseph Dessauer, Matthiessen), und um von dem Rhein-Pfälzer Karl Schadewitz (geb. 23.1.1887 zu St. Ingbert, jetzt Gymnasialmusiklehrer zu Würzburg) abzusehen (Prof. Alfons Stier in Würzburg wird wohl anderwärts Schadewitz würdigen), sei von den Heutigen nur Richard Trunk genannt, der auf dem „Deutschen Tonkünstlerfest“ zu Wiesbaden dieses Jahr großen Eindruck machte. Von dem ungemein frischen und kraftvollen Münchener Trunk, der jetzt von Köln nach der bayrischen Hauptstadt auf eine allererste Stelle berufen wurde, urteilt der bekannte Kölner Musikkritiker Walter Trines im „Westdeutschen Beobachter“: „Süddeutsches Temperament von der beschaulichen, verinnerlichten und zugleich humorvollen Seite tritt uns in Richard Trunks Liedern, Werk 45, entgegen, die schon durch die Dichtungen Eichendorffs ihre Zugehörigkeit zur Romantik bekunden und als Fortsetzung des Weges unserer Musik anzusprechen sind. Sie haben als Trunks eigene Domäne zu gelten“.

Auch das ist schön, wenn der Name des Dichters in Straßen- und Platzbenennungen den Lebenden vor Augen gestellt wird. Gerade jetzt sollte sich in allen deutschen Städten, wo es noch nicht erfolgt ist, eine neue oder alte Straße mit dem Ehrennamen Eichendorff schmücken. Denn zu Schiller und Goethe, zu Herder und andern gehört als Kündler deutscher Kraft und deutschen Volkstums vor andern Eichendorff; und die Gesangs- und Turnvereine, die unserm Dichter so viele beschwingende Anregung danken, sollten allüberall in deutschen Landen bei den Gemeindeverwaltungen den Anspruch auf Einführung einer Eichendorffstraße so lange stellen, bis ihm stattgegeben ist.

Vor allem natürlich ist es Ehrenpflicht der Städte, die dem Dichter viel verdanken, ihn zu ehren. Das haben die schlesischen Städte vielfach getan. Endlich hat auch Heidelberg, das doch eigentlich erst von ihm romantisch entdeckt wurde, dem schlesischen Dichter seine Schuld abgetragen. Über eine „Eichendorff-Anlage“ und einen „Eichendorff-Gedenkstein“ berichtet eine Heidelberger Zeitung unterm 10. April 1934 Nachstehendes:

„Heidelberg, 10. April 1934.

Ein Eichendorff-Gedenkstein

Zwischen Philosophenweg und Bismarcksäule ist in den beiden letzten Jahren bekanntlich Anlage um Anlage entstanden. Noch manches ist erst im Entstehen begriffen und wenn erst einmal zwischen dem Sportplatz und dem Eichendorff-Gedenkstein das geplante Planschbecken seiner Vollendung entgegengeht, wird die ohnehin große Besucherzahl dieser Anlagen noch zahlreicher werden.

Dieser Tage wurde nun auch der geplante Eichendorff-Gedenkstein auf halber Höhe zwischen dem Philosophenweg und der Bismarcksäule errichtet. Dasselbst ist zu lesen:

Eichendorff-Anlage

In dieses Märchens Bann verzaubert stehen
Die Wand'rer still. – Zieh weiter wer da kann!
So hatten sie's in Träumen wohl gesehen,
Und jeden blickt's wie seine Heimat an,
Und keinem hat der Zauber noch gelogen,
Denn Heidelberg war's wo sie eingezogen.

Joseph Freiherr von Eichendorff (1788–1857) studierte 1806–1808 in Heidelberg.

Die Arbeiter der Stadtgärtnerei fügten in das rückwärtige Mauerwerk eine Urkunde folgenden Inhalts ein:

Heidelberg, den 7. April 1934.

Urkunde

Dieser Eichendorff-Gedenkstein wurde am heutigen Tage unter der Regierung Adolf Hitlers aufgerichtet. Zur Erinnerung an diesen Tag legen wir unterzeichneten Notstandsarbeiter dieses Schriftstück dem Gedenkstein bei, hoffend, daß derselbe dem vorüberwandernden Beschauer mehr Freude bereiten wird, als er den Unterzeichneten mit seinen 25 Zentnern bereitete.

Denn: Träume sind nicht Taten.

Ohne Arbeit wird dir nichts geraten.

Ernst Moritz Arndt.

Unterz.: N. N.“

Holtei auf dem Schlesierfest in Berlin

Von Artur Schiller

Am 4. Dezember 1842 weilten Holtei, Eichendorff und andere zusammen auf einem Schlesierfese in Berlin. In Holteis Gedichten finden wir ein Biedermännisches, aber von echt schlesischer Sentimentalität durchwehtes Tischgedicht. „*Zum Schläsingerfeste*“, das er zweimal hat singen lassen; zuerst in Königsberg am 8. März 1840 und dann in Berlin an diesem 4. Dezember 1842. In einer längst vergessenen Zeitung, dem „*Bunzlauer Sonntagsblatt zum Nutzen und zur Unterhaltung für Stadt und Land*“, redigiert von K. Schneider, 11. Jahrgang, 1842, finden wir folgende Beschreibung des letzteren Festes von Berlin, den 5. Dezember 1842:

Unsere gefeierten Landsleute, der Dichter Holtei aus Obernigk, der Schauspieler Seydelmann aus Glatz und der Komiker Beckmann aus Breslau, veranstalteten gestern Nachmittag ein Festmahl für die hier lebenden Schlesier, deren 150 an der Zahl erschienen waren. Es herrschte vom ersten Augenblick an die heiterste Stimmung, deren jubelnde Ausbrüche jedoch dem gemüthlichen Wort und dem ernstesten Gedanken keineswegs störend entgegentraten. Seydelmann eröffnete das Mahl durch eine meisterhaft gesprochene Rede, die zunächst die preußische Gesinnung der Schlesier betonte und mit den Worten schloß: „Das wäre ein schlechter Schlesier, dessen erster Trinkspruch anders lautete als: ‚Es lebe unser König!‘“ Über das Echo, das dieser hervorrief, könnten besser die Mauern des Saales berichten, wenn sie reden könnten. Hierauf begrüßte Holtei, nachdem er Rechnung gelegt und zahlreiche Eingänge berührt hatte, die anwesenden Staatsmänner, Gelehrten und Dichter, namentlich Herrn Joseph von Eichendorff und Raupach. Willibald Alexis war durch Unpäßlichkeit am Erscheinen verhindert. Eine vom geschichtlichen Standpunkte aus aufgefaßte Rede mit dem Thema „Schlesien als slawische und deutsche Provinz“ erwarb sich, von J. Lehmann vorgetragen, volle Geltung. Besonders wirkten die Worte: Es gab eine Zeit, wo das rechte Oderufer ebenso von den Polen reklamiert wurde, wie jetzt das linke Rheinufer von den Franzosen. Die Schlesier, die Jahrhunderte lang den deutschen Boden und die deutsche Ehre im Osten verteidigten, werden es auch fernerhin tun; das Slawentum mag andrängen, von welcher Seite es wolle. Ein Tafellied in schlesischer Mundart, von Holtei gestiftet, wurde nach bekannter Melodie („*Wie ich bin vernichten*“, heute freilich unbekannt), im Chore gesungen, wobei Seydelmann am Flügel den Kapellmeister machte. Hell erklang der Runderim:

Wu de Gläser klingen,
Muß de Schläsing singen;
's steckt i'r haldich eemol su im Blut!

Von deutscher Seele / Kantate von Hans Pfitzner

Von Ludwig Jüngst

Die Singakademie Ratibor führte am 9. März 1934 (also am Vorabend von Eichendorffs Geburtstag) Pfitzners große Kantate auf. Der Ratiborer Generalanzeiger berichtete darüber: Ein musikalisches Ereignis für ganz Schlesien war die Aufführung dieser Eichendorff-Kantate Hans Pfitzners durch akad. Musiklehrer Alfred Hanisch mit der Singakademie, der Liedertafel und dem 60 Mann starken Theaterorchester und der Oppelner Reichswehrkapelle im Rahmen der Deutschen Bühne.

„*Von deutscher Seele*“ nennt Dr. Hans Pfitzner diese romantische Kantate, und wie er selbst sagt, hat hier „die Musik einmal die Texte (unseres Heimatdichters Eichendorff) ins Schlepptau genommen“.

„Das Werk ist entstanden aus einem Gestaltungstrieb, der es vom Kleinen ins Große wachsen ließ“. Daher erklärt es sich, daß die mit Absicht und Sinn aneinandergefügten Sprüche durch Zwischenspiele verbunden wurden, die selbständige Gestalt haben; „immer aber bleibt die Musik

und weniger das Wort die leitende Macht“, die sich als Großschöpfung eines gottbegnadeten Meisters offenbart.

Die Idee: Aus Tag wird Nacht und wieder Tag mit Leben, Kämpfen, Singen und andachtvollem Ausklang in Gottergebenheit.

Satter Chorklang vereinte sich mit des öfteren monströs aufrauschender Orchestermusik und den glockenklaren Stimmen der Solisten zu farnefrohen Tongemälden, die restlos erfreuten und in den Bann eines echt-deutschen Meisters schlugen, dessen Schaffen zeitlos ist und daher Ewigkeitswert besitzt.

Dazu waren die Klingbilder von zwingender Plastik, so „*Mensch und Natur*“ mit dem großen Seelenzwispalt des Erdmenschens, den der „*Tod als Postillon*“ schreckt. Trost gab der nächste Satz, der den Trieb zur Natur ausdrückt. Von pastellzarter Stimmung waren der „*Abend*“ und die „*Nacht*“ mit ihren wechselnden Tönen, die vom Winde verhaucht herüberklingen. Es folgt der „*Tag*“ im ewigen Spiel der Zeiten mit reichem Lebensgeschehen, dem schließlich der „*Nachtgruß*“ Ruhe gebietet.

„*Leben und Singen*“ ist der zweite Teil der Kantate überschrieben, der den Solisten reiche Gelegenheit gab, ihr Können in Kleinkunstmalerie zu zeigen. So erstand „*Der alte Garten*“ im fülligen Singen des köstlichen glockenreinen Soprans von Else Schön. Der satte dunkelimbrierte Alt von Marie Peschken vereinte sich in echter Musizierfreudigkeit mit dem metallisch strahlenden Tenor von Heinz Marten in dem Wechselgesang von der „*Nonne und dem Ritter*“. Und weitausladend kam der sonor-profunde Baß von Fred Drissen, der vom früheren Wirken in der Singakademie best bekannt ist, im „*Friedensboten*“ zu nachhaltiger Geltung. Und der ganze große Klangapparat erhebt sich in den Schlußgesang zu machtvoller Mahnung „*Sollst nach keinem andern fragen, - Faß das Steuer, laß das Zagen!*“ und zu eindrucksvollem Vertrauen auf Gott, den Lenker der Geschichte.

Diese glanzvolle Aufführung des echt-deutschen Werkes war ein Ereignis weit über Oberschlesiens Grenzen hinaus, war eine Kulturtat, die einschränkungslosen Dank verdient. Alfred Hanisch, der mit staunenswerter Ruhe und Sicherheit den seiner Zusammensetzung nach auseinanderstrebenden großen Apparat von zwei Orchestern, zwei Chören und vier Solisten zu einem homogenen Gefüge zusammenschweißte und ihn in allen seinen vielfältigen Registern mühelos, auf jeden Fingerdruck reagierend beherrschte, hat damit nicht nur einen Zweig in den Ruhmeskranz der „Singakademie“ und der mit ihr zusammen schaffenden „Liedertafel 1834“ geflochten, er hat vielmehr auch einen Markstein in der Musikgeschichte Rati-bors gesetzt, der seinen Namen trägt.

Eine Eichendorff-Ehrung im Deutschen Privat-Gymnasium in Königshütte in Ostoberschlesien

Von Edgar Boidol / Kattowitz

Anläßlich der Namensgebung des Deutschen Privat-Gymnasiums in Königshütte fand am 9. Juni 1934 eine Eichendorff-Feier statt. Dieselbe Feier wurde am Sonntag, den 10. Juni 1934 für die Elternschaft der Schüler und für besonders geladene hohe Gäste wiederholt. Bei dieser Gelegenheit wurde die im Vorraum des Schulgebäudes aufgestellte Büste des Dichters Eichendorff enthüllt. Entsprechend der neuen Aufschrift an der Stirnseite des Gebäudes trägt dieses Gymnasium von nun an den Namen Eichendorffschule. Die Eichendorff-Feier war wohl die würdigste, die bisher in Ost-Oberschlesien begangen wurde. Nach einem Festmarsch des Schülerorchesters und den einleitenden Worten des Direktors Muschöl hielt Studienrat Klemenz eine einstündige Festrede. Einundzwanzig Monate bereits war der Unterricht in diesen Räumen erteilt worden, bis eines Nachts die großen Lettern der Schule einen Namen gaben. Der Redner verstand es ausgezeichnet, das Leben Eichendorffs in seinen wesentlichen Abschnitten darzustellen und mit einer Reihe von Gedichten und Zitaten zu belegen. Besonders stark kam Frohsinn und Gottvertrauen, Liebe zur Natur und Heimat und treue Pflichterfüllung unseres Heimatdichters zum Ausdruck. Gerade diese Eigenschaften wurden den Schülern als Vorbild hingestellt. Das nun folgende „*Sanctus*“ aus der *Deutschen Singmesse* von Schubert gab dem ersten Teil der Festfolge einen weihewollen Abschluß.

Der zweite Teil der Feier wurde mit dem Eichendorffspiel der Schüler des Gymnasiums „*Zwei junge Gesellen gingen...*“ von Studienrat Erich Barutzki ausgefüllt. Mit den Worten des Dichters war eine ganze Reihe von Volksweisen und Eichendorff-Liedern von Mendelssohn, Schumann, Wolf und Pfitzner verbunden. Entsprechend wechselten auch die frisch gesungenen Lieder mit schönen Bühnenbildern und Dialogen der beiden Gesellen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß alles Gebrachte auch der anspruchsvollsten Kritik durchaus standhielt. Das Dichtererlebnis wurde wirklich zum Heimaterlebnis. Es ist gewiß eine schwere Aufgabe, dem heutigen Menschen und vor allen Dingen den Schülern jenen romantischen Dichter erlebnismäßig nahe zu bringen, ohne in Süßlichkeit dabei zu verfallen. Gerade das wurde geschickt vermieden. Eichendorff lebte nicht nur in Wort und Geste dieser Spielschar, sondern auch in den Herzen der tausend Schüler, die aus allen oberschlesischen Gymnasien als Zuschauer herbeigeilt waren. Auch hier trat der Dichter als Sänger der Heimat („*Wer Vater und Mutter liebt, muß auch seine Heimat lieben*“), als Sänger des Vaterlandes („*O könnt' ich mich niederlegen*“) und als frommer Christ besonders hervor.

Solo- und Chorgesang, Spiel und Rezitationen brachten soviel Abwechslung, daß man wirklich ein Eichendorffmärchen zu erleben glaubte. Ein großer Erfolg wäre zu erwarten, wenn dieses wahre Heimatspiel ebenso würdig auf einer großen oberschlesischen Bühne, sowie auch zu einem großen deutschen Volkstag gespielt werden könnte.

Der „*Taugenichts*“ in Amerika

Von Friedrich Stumpe

Ein oberschlesischer Landsmann, William Schaffrath aus Bieskau, Kreis Leobschütz, seit Jahren Leiter der modernen Sprachenabteilung an der Hochschule in Syrakus (U.S.A.), hat Eichendorffs unsterblichen *Taugenichts* für den Gebrauch an höheren Schulen in Amerika bearbeitet. (New-York, Prentice-Hall Ing. 1931). Der Herausgeber hat den Roman leicht gekürzt, ihm ein Vorwort und eine biographische Skizze vorangeschickt und mündliche und schriftliche Übungen sowie ein umfangreiches Wörterverzeichnis (S. 142–223) angefügt. So wird unser köstlicher „*Taugenichts*“ in Amerika für deutsche Art und deutsche Dichtung werben. Er zeugt aber auch für den Bearbeiter, sein pädagogisches Geschick, seine literarische Einstellung und seine Heimatliebe. 1885 war der damals 10jährige mit Eltern und Geschwistern nach Amerika ausgewandert, hatte hier Heim und Wohlstand aufgeben müssen und in der neuen Welt jahrelang sein Leben in Hunger und Elend gefristet. Fabrikarbeiter, Kaufmann, Lehrer an einer Privatanstalt, Turnlehrer an einer Militärschule, nun Haupt der Abteilung für neue Sprachen (Deutsch, Englisch und Französisch) an einer Hochschule. Welch unerhörte Leistung, Welch beispiellose Zielstrebigkeit! 1898 besucht er sein deutsches Vaterland und seine schlesische Heimat, 1910 studiert er in Grenoble, und 1932 schickt er seinen ältesten Sohn, einen Studenten der Chemie, nach Deutschland. Hamburg, Bremen, Lübeck, Berlin, Breslau, Karlsruhe OS, Leipzig, Weimar, Eisenach, München, Heidelberg, Frankfurt, Köln hat ihm der Vater empfohlen, ihm aber völlig freie Hand gelassen. Er soll das deutsche Vaterland, seine innere Größe und seine hohe Kultur kennen lernen und es lieb gewinnen. Gern bringt die Familie dafür jedes Opfer. Als nun der junge Amerikaner, zurückgekehrt allein am Meerufer seiner neuen Heimat steht, da ruft er im Schmerz aus: „Ich habe Heimweh nach Deutschland“.

In unserm oberschlesischen Karlsruhe hatte der junge Student seinen Verwandten besucht, den nunmehr verstorbenen em. Lehrer Hans Schneider, der ihm jahrelang aus weiter Ferne ein treuer Mentor war, der u. a. – bestellt und unbestellt – etwa 80 Büchersendungen über das große Wasser geschickt hat und so die Fernen immer wieder mit der Heimat verband und die Gemeinschaft pflegte, die diese 3 verband, die uns alle verbindet, die einer Sprache und eines Blutes sind. „*Griß Dich, Deutschland, aus Herzensgrund!*“

Eine Umarbeitung von Eichendorffs „*Der letzte Held von Marienburg*“

Schriftsteller Hermann Falk / Gleiwitz hat Eichendorffs „*Letzten Held von Marienburg*“ für die heutige Bühne umgearbeitet. Im Januar 1935 wird das Werk vom Stadttheater Neisse uraufgeführt. Wir berichten darüber im nächsten Eichendorff-Jahrbuch. Aber schon heute wünschen wir, daß Hermann Falks Beginnen zu einem ganzen und bleibenden Erfolge führt. Intendant Singe und der Eichendorffstadt Neisse aber sagen wir Dank für den Mut und den Willen, Eichendorffs Werk auch hier zu dienen und einem begabten Schriftsteller den Weg ebenen zu helfen.

Hindenburg und Karl von Eichendorff

nach Freifrau Antonie von Eichendorff, Altenbeuern

Deutschland steht noch immer im Zeichen der Trauer um den Heimgang des Vaters des Vaterlandes, des unvergeßlichen Generalfeldmarschalls und Reichspräsidenten Paul von Hindenburg. Frau Baronin Antoine von Eichendorff, die Witwe des im März 1934 in die Ewigkeit eingegangenen Enkels des Dichters, Karl von Eichendorff, erinnert daran, daß ihr Mann in Beziehungen zu Hindenburg stand:

„Es war zur Zeit, da mein Mann dem zu Koblenz in Garnison stehenden Regiment von Göben (2. Rhein.) Nr. 28 als ‚Premierleutnant‘ angehörte. In seinem Buche *„Aus meinem Leben“* (S. Hirzel, Leipzig 1920) schreibt Generalfeldmarschall von Hindenburg, der als Generalmajor zum Chef des Generalstabes des 8. Armeekorps in Koblenz ernannt worden war und dadurch zum ersten Male in nähere Beziehungen mit der Rheinprovinz kam: ‚Der heitere Sinn und das freundliche Entgegenkommen des Rheinländers berührten mich durchaus angenehm. An das leichtere Hinweggleiten über ernstere Lebensfragen und eine im Verhältnis zu dem Norddeutschen weichere Art des Empfindens mußte ich mich dagegen, offen gestanden, erst gewöhnen. Der Gang unserer geschichtlichen Entwicklung und die Verschiedenheiten in den geographischen und wirtschaftlichen Verhältnissen erklären ja durchaus manche Unterschiede im Denken und Fühlen... Das frohe Leben am Rhein zog übrigens auch mich in seinen Bann, und ich verlebte dort viele frohe Stunden‘.

Und zu diesen frohen Stunden zählten gewiß auch manche, in denen wir Gelegenheit hatten, mit unserem Generalstabschef von Hindenburg gesellschaftlich und freundschaftlich zu verkehren. Wenn auch die beiden Herren im dienstlichen Verhältnis des Vorgesetzten zum Untergebenen standen, so führten sie doch wieder ihre gleichen Lebensanschauungen, ihr Fühlen und Denken recht innig zusammen: die treue Kameradschaft, welche die Offiziere unter sich übten, brachte sie während der Zeit ihres Zusammenseins in Koblenz menschlich nahe.

Eine gewisse äußerliche Ähnlichkeit gab dieser Verbundenheit ein besonderes Gepräge. Als eines Tages, diesmal Hindenburg meinen Mann, ein Stück des Weges nach Hause begleitete und eine Bekannte mit mir aus kleiner Entfernung die Herren zusammen kommen sah, machte meine Begleiterin die Bemerkung: ‚Soll man nicht annehmen können, daß die beiden Brüder sind? Ihr Gatte könnte der jüngere Bruder Hindenburgs sein, nur ist sein Aussehen etwas freundlicher, milder, nicht so ernst. Das mag ja auch wohl im Altersunterschied liegen‘. Diese Ähnlichkeit hat dann wirklich auch manchmal Veranlassung zu Verwechslungen gegeben, besonders während des Weltkrieges.

Gelegentlich einer Reise nach Wiesbaden, wo wir einen kurzen Urlaub vom Kriegsdienst in unserem Heim verbringen wollten, schaute mein Mann bei einem Aufenthalt in Frankfurt zum Zugfenster hinaus; plötzlich ein großer Menschaufmarsch vor dem Abteil, und laut erschallte der

Ruf ‚Hindenburg‘. Welche Enttäuschung für die Begeisterten, die nicht einmal erfahren hatten, wem ihr Jubel irrtümlich galt! So ist es noch mehrmals während des Krieges vorgekommen. U. a. umstand ihn einmal wie auf Kommando mit dem Ruf ‚Hindenburg‘ in Wiesbaden ein auf dem Nachmittagsspaziergang befindliches Mädchenpensionat. Ich sehe noch die verstörten, enttäuschten Gesichtchen; und ich muß bekennen: Eine gewisse Verlegenheit erfaßte mich, als ich die freudig erregte Jugend in ihrem Irrtum abwehren mußte, während mein Mann, ich möchte fast sagen, vor Überraschung von dem spontanen Umschwärmtsein einen Augenblick sprachlos war. Er bedankte sich dann aber in der ihm eigenen launigen Weise für die liebenswürdige ‚Ehrung‘ herzlichst. Selbst in unserem kleinen weltabgeschiedenen Dörflein erzählen mir die Leute immer von der großen Ähnlichkeit, die ‚der Baron‘ mit ‚dem Hindenburg‘ hatte, ‚und beide standen gleich stramm und stützten sich ganz gleich auf den Säbel!‘

Als mein Mann sich mit dem Gedanken beschäftigte, den Frontdienst mit dem Dienst in der Feldgendarmerie zu vertauschen, wandte er sich vertrauensvoll in Koblenz an Hindenburg, der ihm väterliche Ratschläge gab, sein Scheiden aus dem Regiment bedauerte und ihm in aller Herzlichkeit die besten Wünsche für die Zukunft mitgab. Die von Kaiser Wilhelm II. erteilte Genehmigung des betr. Gesuches liegt in diesem Augenblick, da ich dies schreibe, vor mir und sie ist unterzeichnet mit ‚von Hindenburg, Generalmajor‘.

Daß Generalfeldmarschall von Hindenburg Anteilnahme für den Dichter Joseph Freiherr von Eichendorff hatte, ging schon damals bei den gelegentlichen Zusammenkünften in Koblenz hervor. Es dürfte ja auch bekannt sein, daß Reichspräsident von Hindenburg im Jahre 1928 während seines Besuchs in Oberschlesien die Geburtsstätte des Dichters, Schloß Lubowitz, aufsuchte, wo ihm eine herzliche Kundgebung zuteil wurde. Eine diesbezügliche Bildaufnahme brachte die ‚Aurora‘ 1932.

Den einzigen männlichen Urenkel des Dichters mit dem Namen Eichendorff, Rudolf, Sohn des Generalleutnants Hartwig Freiherr von Eichendorff in Zoppot, begrüßte der Generalfeldmarschall während des Krieges, als der kaum von der Schule Entlassene sich in den Dienst des Vaterlandes gestellt hatte, welchen Augenblick ein mir vorliegendes Bild wiedergibt.“

Ritter und Sänger

Unter dieser Überschrift schreibt in der „*Münchener Zeitung*“ vom 28./29. April 1934 der Hauptschriftleiter des Blattes, Dr. Hohenstatter, ein treuer Freund unserer Sache:

Denn eine Zeit wird kommen,
Da macht der Herr ein End',
Da wird den Falschen genommen
Ihr unechtes Regiment.
Denn wie die Erze vom Hammer,
So wird das lockre Geschlecht
Gehaun sein von Not und Jammer
Zu festem Eisen recht.
Da wird Aurora tagen
Hoch über den Wald hinauf,
Da gibt's was zu singen und schlagen,
Da wacht ihr, Getreuen, auf!

Immer wieder, wenn es Frühling wird, wenn eines Morgens die Brunnen wanderselig springen, auf den Marktsäulen kleiner Städte die Madonnen wie junge Mütter im Mittag blühen, abends die Nebel auf den Wiesen stehen und die Nächte voll Unruhe geworden sind, daß das Herz in der Kammer vermeint, zu zerspringen, dann wird der Name Eichendorff für unsere Sehnsucht wie eine Heimat. Und wir singen seine Lieder wie einen Trost, wenn uns das Heimweh in die Weite überfällt; und wir greifen, wenn uns die Philisterei an unseren Seelen leid geworden ist, zu seinen schmalen Novellen, mischen uns unter die Fackelträger auf Schloß Durande, geben uns in die schwärmende Gesellschaft der Glücksritter und blonden Taugenichtse, oder ziehen auch, wenn uns das Fest eines freien, einsame Abends geschenkt ist, seine großen, teppichgleich hingespinnenen Romane aus dem Schrank, in denen so oft und glühend über Wäldern die Sonne aufgeht und sinkt und zwischen Gärten und Schlössern das Abenteuer auf schnellen Rossen dahinjagt.

Wo ist die Liebe gleich jugendlicher und frömmere gepriesen, wo blitzen die Waffen ritterlicher und reiner, wie ist die Freundschaft hier unter Jünglingen heilig, wie wohnt Weisheit im weißen Barte des Alters, wie ist die Welt voll Ehrfurcht, Sitte, Taten und Gesichte!

„O Gegenwart, wie bist du schnelle,
Zukunft, wie bist du morgenhelle,
Vergangenheit so abendrot!“

„Romantik“, sagt der Literaturregistrator, und damit ist ein Wort gegeben, so bequem zu schmähen von allen Meß- und Zahlenseelen, Einmaleins-Aposteln und Fanatikern der Unfall-

Chronik, wie bequem zu preisen und zu mißkennen von allen säuselnden Backfischen jeglichen Alters und Geschlechts. Aber es geht hier nicht um ein Wort, sondern um ein Gefühl und um einen Glauben, und die sind schlechthin deutsch! Und wenn wir heute der Männer denken, welche die Geschichte die „romantische Schule“ nennt und als deren Haupt und Erfüllung wir Eichendorff leuchten sehen, so schauen wir sie in ihrer Demut, wie sie sich zu den Hütten des Volkes neigen und lauschen, und schauen sie in der Glut ihrer Ahnungen brennend, wie sie ein junges Reich voll Macht und Reinheit und einfältigen Glaubens heraufziehen sehen, und schauen sie endlich im guten deutschen Zorn ihres Sehtums, wie sie zur Leyer das Schwert an der Seite tragen und dreinfahren unter Heuchler, Schönrednern, Wollüstlinge und Krämer. Und dann entdecken wir auf einmal hier dem Eichendorff der Wanderlieder noch den einsamen, wunderlichen Sänger, der in einem halbvergessenen, seltsam ehernen Gedicht den „Führer“ weissagte, der in stürmenden Strophen Notzeiten und Notgerichte über das lockre Geschlecht seiner Tage beschwor, der zur Einkehr und Sammlung rief. Und wir sehen ihn, den tiefgläubigen Katholiken und Mariensänger in treuer Freundschaft dem evangelischen Oberpräsidenten von Preußen, Heinrich Theodor von Schön, verbunden, wie sie vereint zum Wiederaufbau der Marienburg, des Sinnbilds deutschen Glanzes im Osten, aufrufen, und sehen ihn seine Güter im schlesischen Grenzlande bauen, zeitlebens kein Knecht der Feder und der Gefühlen, sondern ein tätiger Mann, ein „Freiher“ im Sinne des Wortes, der sein Sängeramt blank wie einen Schild trug, ein Ritter, der für das Reich und seinen Herrgott und die Schönheit seiner Länger stritt. Zum Liede binden sich in ihm die Strenge und die Weichheit deutschen Wesens, der Norden und der Süd. So reichen sich auch in seinem Bunde, der Deutschen Eichendorff-Stiftung, die ihren Ausgang von des Dichters Heimatgau Oberschlesien nimmt und im tätigen Vereine mit den besten Namen der Eichendorff-Forschung, der deutschen Dichtung und des deutschen Geistes steht, die Deutschen des Reiches und Österreichs und aller Grenzmarken die Hand.

Als wir vor einiger Zeit den Heimgang von des Dichters Enkel, des Oberstleutnants Karl von Eichendorff, betrauertem, da waren wir in Sorge, wer sein Werk der Eichendorff-Forschung nun fortsetze und die Schätze, die der Enkel in Altenbeuern gesammelt hat, nun weiter hüten. Nunmehr erfahren wir, daß der Oberpräsident und Gauleiter von Schlesien, Helmuth Brückner, den Ehrenvorsitz der Deutschen Eichendorff-Stiftung übernommen hat und daß Eichendorffs Stebehaus in Neisse zum deutschen Eichendorff-Museum ausgebaut werden wird; von hier aus kann das Erbe nutzbringend für das ganze Volk verwaltet werden, und damit ist ein Traum erfüllt, den Karl von Eichendorff und Rektor Karl Sczodrok, der Obmann der Stiftung, schon seit Jahren hegten. Auch ist die Weiterführung des Almanaches *Aurora* gesichert. Gegen einen Mindestbeitrag von jährlich drei Mark erhalten die Mitglieder der Stiftung diese prächtige Jahresgabe, welche Rektor Karl Sczodrok in Zusammenarbeit mit Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Dyroff / Bonn, Universitätsprofessor Dr. Heckel / Breslau und Professor Ranegger in Mödling bei Wien herausbringt. Selbst an Preisausschreiben, und an die Schaffung eines Eichendorff-Preises ist neben der vielen segensreichen Arbeit der Stiftung gedacht.

Zum Arbeitskreise der Stiftung werden jetzt aus allen deutschen Landschaften Vertrauensleute einberufen; ein Kuratorium unter Leitung des Oberpräsidenten der Provinz Oberschlesien verwaltet die Mitgliederbeiträge und Spenden im Sinne der Stiftung. Wer helfen will an der Erforschung romantischen, das heißt ewig jungen deutschen Geistes, an der Arbeit der Gelehrten wie an der Förderung junger Schriftsteller, die ihre Feder rein und gläubig führen, den ruft die Stiftung zu sich. Ihre Anschrift ist Oppeln, Wilhelmsplatz 4.

Zu unseren Bildern

Das Vorsatzbild, Albrecht Dürers Kupferstich „*Ritter, Tod und Teufel*“, steht inhaltlich im Zusammenhang mit dem Aufsatz „*Eine kritische Betrachtung über den Eichendorffverkünder Fouqué*“ von Professor Dr. Demuth. Wir bekunden mit der Herausstellung dieses urdeutschen Bildes, daß die Beschäftigung mit Eichendorff und der Romantik nichts Kränkliches und Weltfremdes ist, sondern aus heldischem Geiste schöpft und helfen will, die heutige deutsche Not und Wiedergeburt zu meistern, allen Gefahren zum Trotz.

Im Zusammenhang mit der Arbeit Peter von Gebhardts sind wir in der glücklichen Lage, eine ganze Reihe von Ahnenbildern Eichendorffs zu veröffentlichen. Nicht auffindbar waren die Bilder der Großeltern Eichendorffs väterlicherseits (Rudolf Johann Josef und Johanna, geborene von Salisch). Die Ahnenreihe wird eröffnet durch den Stammvater der oberschlesischen Linie, den 1682 in Deutsch-Krawarn verstorbenen Hartwig Erdmann von Eichendorff. Im Nachlaß Karl von Eichendorffs in Altenbeuern befinden sich dann einige, wenn auch stark beschädigte große Ölbilder im selben Stil wie etwa das Bild von Hartwig Erdmann, die von uns nicht wiedergegeben wurden. In der Familie Eichendorff wurden diese Bilder als die „*Ritter aus dem 30jährigen Kriege*“ überliefert. Sie stammen wahrscheinlich aus Sedlnitz oder Deutsch-Krawarn. Wen sie darstellen, konnte bisher nicht festgestellt werden.

Der im Bilde wiedergegebene Grabstein Jacobs von Eichendorff auf Deutsch-Krawarn wäre bei dem Neubau der Kirche Deutsch-Krawarn beinahe achtlos zerschlagen worden, und wir danken es Karl von Eichendorff, daß er im letzten Augenblick diesen Stein bei einem Besuch in Deutsch-Krawarn entdeckte, kaufte und trotz des schwierigen Transports zu sich nach dem Westen nahm. Der Grabstein ist heute neben der Eingangstür am Eichendorffhaus in Altenbeuern an geschützter Stelle aufgestellt.

Unter dem Bild der Urgroßmutter des Dichters väterlicherseits muß es heißen Lidkovic, nicht Lidkowie. Die beiden von uns wiedergegebenen Bilder der Großeltern des Dichters mütterlicherseits, Karl Wenzel von Kloch und Maria Eleonore von Kloch wurden 1783 gemalt von F. W. Weinhold. Auch die Eltern des Dichters malte F. W. Weinhold 1793 (auf einem Bilde unseres Jahrbuches irrtümlich mit 1793 angegeben). Bei der Zeichnung des jungen Wilhelm von Eichendorff aus dem Stammbuche der Madame Hahmann handelt es sich wahrscheinlich um ein Motiv aus den Summer Waldungen, die bekanntlich unsern Dichter dichterisch stark beeindruckten. In der Zeichnung des jungen Joseph von Eichendorff lebt und rumort schon sein „*Taugenichts*“. Frau Baronin Antoine von Eichendorff in Altenbeuern sage ich für die stets hilfsbereite und liebevolle Beratung bei der Bilderauswahl und bei der gesamten *Aurora*-arbeit herzlichen Dank.

Karl Sczodrok.